

3. Jahrgang. • Heft 8. • November 1904.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Das häusliche Leben des Schlesiens. Ein Beitrag zur Volkskunde von Dr. Paul Drechsler, Zabrze	501
Vom Kinderschutzgesetz. Von Fr. Kranz, Königlicher Gewerbeinspektor in Kattowitz	507
Von den schlesischen Adlern. Heraldische Studie von Dr. Paul Knödel, Kattowitz O.-S.	512
Gründung und Besiedelung der Kolonien Alt- und Neu-Anhalt im Fürstentum Pless O.-S. durch Friedrich den Großen. Von Schiller, Gotschdorf.	522
Ergänzungen zu dem vorhergehenden Aufsatz. Von Dr. E. Zivier, Pless	526
Ein Meißner Kalender aus dem Jahre 1718. Von Adolf Kettner, Freiwaldau	533
Andreasnacht. (29. November.) Von Carl Klings, Schöneberg bei Berlin	539
Nickelobend. (5. Dezember.) Von Carl Klings, Schöneberg bei Berlin	540
Im Tal der Jugend. Erzählung von Marie Klerlein	543
Umschau. Oberschlesien im Oktober 1904 Von B. B.	556
Chronik	572

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

3. Jahrgang. • Heft 8. • November 1904.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3.—,
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.,
entgegen.

Das häusliche Leben des Schlesiens.

Ein Beitrag zur Volkskunde

von

Dr. Paul Drechsler, Zabrze.

Das Volk lebt heute noch einfach und genügsam. Nur bei den Hochfesten des Jahres, Hochzeit, Taufe, Kirmes, Schweinschlachten, biegt sich nach altem Brauche die Tafel unter der Fülle des Gebotenen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß Üppigkeit und Genußsucht vordringen und eines der am treuesten bewahrten Erbstücke der Altvorderen, das einfache häusliche Leben um Herd und Tisch, zu zerstören drohen. Wie die alte, wenn auch nicht immer schöne und zweckmäßige, so doch ehrwürdige Tracht nur noch hier und da mit zäher Treue festgehalten wird, so wird die schlichte Häuslichkeit mit ihren bescheidenen Genüssen und stillen Freuden bald von dem großstädtisch verflachten Leben verdrängt sein, wie das Streichholz den Feuerstein, den Zündschwamm und den Kien-span, die Petroleumlampe die „Ölfunze“, und Gas und elektrisches Licht wieder die Petroleumlampe verdrängt hat, ohne daß, wie hier, Gutes an die Stelle von weniger Gutem träte. Wie heute die Enkelin mit Erstaunen und kindlicher Neugier das Prachtstück ihrer Großmutter, ein Spinnrad, betrachtet, so läßt sich die Zeit absehen, in der ein großstädtisch aufgewachsener Enkel mit Achselzucken von der Lebensweise seiner Großeltern hört.

Zum Frühstück, wobei heute schon fast allgemein der Kaffee vorherrscht, liebte man früher warme Speisen und suppte eine gesunde, mit Sauerkeig angemachte Mehlsuppe, Zur (d. i. Sauer), oder eine gewöhnliche Mehlsuppe oder Wassersuppe, wozu man Kartoffeln aß. Sonntags gab es auch Warmbier. Als der Kaffee überraschend schnell Eingang gefunden hatte, wurde er das unentbehrliche Getränk, und die Kaffeemühle, scherzweise „Bankrottmühle“ genannt, eroberte sich einen Ehrenplatz im Hause. Ist der Kaffee auch oft nicht sehr stark, eine „Kaffeetante“ findet sich immer, die von der „Lure“ eine Tasse nach der anderen trinkt, und hätte man auch nur „fünfzehn Bohnen auf sechzehn Tassen“ genommen. Wegen des anfänglich hohen Preises gestatteten sich zuerst die Eltern allein diesen Genuß und vertrösteten die Kinder mit dem Bemerken, daß auch sie mit Suppe aufgezogen wurden und gesund und stark geworden seien, auf spätere Zeit.

Auf dem Mittagstische erscheinen kräftige Gerichte, darunter in der Grafschaft häufig Buttermilch und „Ritschken“, ein Gemisch von Erbsen und Graupe mit Speck. Fleisch kam nur an den Fleischtagen (Donnerstags und Sonntags), Braten an Sonn- und Festtagen auf den Tisch, oder wie man oft sagte, „wenn in der Kirche die Pauken geschlagen werden“. Zum Braten dürfen die Klöße, Klüßl, Kließl, nie fehlen; nach ihnen dürfte der Schlesier (statt der vielumstrittenen Bezeichnung „Eselfresser“) den Namen „Klößelfresser“ erhalten. Es gibt Mehlsklöße, unter denen die weiznen (wäßnen) die besten sind (in deutschen Gegenden), Kartoffelklöße, aus gekochten geriebenen Kartoffeln mit Mehl, die polnischen Klöße (mehr in polnischen Gegenden), aus rohen und gekochten geriebenen Kartoffeln, Hefe(n)klöße, die besonders beim Weizenhauen, Süßklöße, mit Honig angemacht, die beim Flachsraufen, Moh(n)klöße, die zu Weihnachten nicht fehlen dürfen, endlich Pfannenklöße, Pfannkuchen, Krapfen, die oft in Leinöl gebacken werden. In polnischen Gegenden besteht die Hauptmahlzeit meist aus Schweinefleisch, Klößen oder Kartoffeln und Sauerkraut.

Das Abendbrot, Abendessen, ist einfacher und wird im Sommer „aus der Hand“ vor der Haustüre eingenommen, gewöhnlich Brot mit Käse, Butter- oder Fettschnitten. In polnischen Gegenden sind gestampfte, mit Speck eingemachte Kartoffeln, sogenannter Kartoffelbrei, wozu man Buttermilch oder auch Schlicker- (Schlipper)milch genießt, das feststehende Abendessen im Sommer.

Von Georgi (23. April) bis Michaelis (29. September) wird wegen der langen Arbeitszeit auch „gevespert“: Jörgetag bringt a Waschpersäß (Vesper säß), Michel trägt 'n wêder haem.“

Während eines Gewitters ist man nicht. Dreizehn Personen dürfen nicht an einem Tische sitzen, sonst muß eine davon sterben. Wenn

ein neues Gericht, z. B. der erste Frühsalat, die ersten Gurken, auf den Tisch kommt, muß jeder seinen Nachbar am Ohre zupfen; heute noch in polnischen Gegenden üblich.

Vom Essen darf nichts auf dem Teller liegen bleiben, damit schönes Wetter anhält oder eintritt. „Eßt nur alles auf, damit schönes Wetter (bleibt) wird!“ „Es wird schön werden, wir haben alles aufgeessen (ausgetrunken)“, hört man häufig.

Wer beim Essen das Messer oder die Gabel fallen läßt, muß hören: Wärscht Du ein Jude (so abergläubisch?), dürftest Du nicht weiter essen (allgemein). Das Fallenlassen des Messers u. dergl. zeigt den Tod an; man denke an den brandenburgischen Ausdruck: den Iepel wegsmiten für: sterben.

„Bammelt“ jemand beim Essen mit den Beinen hin und her, so sagt man, er läutet den Hunden, den Säuen, dem Teufel aus, gewöhnlich fragt man: „Wem läutest Du denn aus?“ —

Legt man das Tischtuch aebicht, (d. i. verkehrt) auf, so werden die Tischgenossen nicht satt. Wird ein Teller zuviel auf den Tisch gesetzt, so hat man auf einen hungrigen Gast zu rechnen; versucht jemand in seiner Zerstreuung aus einer leeren Tasse zu trinken, so ist die Ankunft eines durstigen Gastes in Aussicht. Schüttet man bei Tische gekochte Kartoffeln aus einem Topfe heraus und bleiben einige darin hängen, so ist Besuch zu erwarten. — Von schwarzem, kaltem Kaffee wird man schön, von Kuchenränsteln wird man fett, auch vom letzten Bissen einer Speise, den Neigen (Überbleibseln) der Getränke. Von Gänsegeschnärre (Gänseflein) bekommt man Kopfschmerzen. — Schenkt man bei Tische Bier oder Wein ein und es zeigt sich in der Mitte des Glases runder Schaum, so bekommt man an demselben Tage einen Kuß oder ein Geschenk (der Schaum heißt vielerorten neben „Männel“ auch „Küffel“, so in Breslau). Ein halb angetrunkenes Glas darf man nicht wieder voll einschenken, sonst bekommt der daraus Trinkende die Gicht oder — eine böse Schwiegermutter. Man darf ein Getränk nicht mit dem Messer umrühren, sonst bekommt der Trinker Leibschneiden. — Wer lange suppt, lebt lange. — fällt jemandem ein Bissen zur Erde, oder wird er von einem verschluckten Bissen gewürgt (gewurgt), so hat ihm einer diesen Bissen nicht gegönnt. — Wenn der Esstisch nicht feststeht, so hat die Frau das Regiment im Hause. Wenn jemand während des Essens ins Haus kommt, so entsteht zwischen Hausherr und Frau Zank; das nämliche geschieht, wenn eins mit einem Bissen im Munde ins Zimmer tritt. Leuchtet jemand mit einem Lichte unter den Tisch, entsteht Wortgezänk. Es bringt kein Glück, wenn man sich bei Tische zwischen Eheleute setzt. — Brot, ein Glas oder eine Tasse darf man nicht so anfassen,

daß man sie mit den Fingern überspannt, sonst bekommt man Herzgespann (Magendrücken). Auch darf man nicht über die Hand eingießen, es bekommt, gedeiht sonst nicht. — In einen fremden Löffel muß man dreimal blasen, ehe man damit ißt, sonst bekommt man einen bösen Mund (Ausschlag). Wenn man den Quirl ableckt, wird man dumm. Die Speisen oder Bissen darf man nicht zählen, sonst bekommen sie nicht (allgemein). — Auf dem Abtritt (Abort) darf man nicht essen, sonst bekommt man übelriechenden Atem (Leobschütz).

Man darf kein Salz verschütten, sonst entsteht Jank und man vergießt Tränen. Ist man Eier, zerbricht man die Eierschalen, damit die Hexen keinen Schaden damit anrichten. Das Messer darf man auf dem Tische nicht mit der Schneide nach oben liegen lassen, sonst läuft das Geld fort (um Sprottau), oder es schneiden sich daran die Engel (allgemein), oder der Teufel freut sich, oder das Kind, welches währenddem geboren wird, stirbt durchs Messer (Katscher).

Wer nach dem Essen seinen Stuhl unter den Tisch schiebt, wird leicht tanzen (Kreuzburg). Wenn nach dem Essen das Tischtuch zu lange liegen bleibt, müssen die Engel im Himmel zu lange beten (Sprottau). Wer aus Nachlässigkeit von einer Mahlzeit zur andern den Tisch nicht abräumt, muß vor der Himmelstüre stehen bleiben (um Leobschütz). Brotkrümel darf man nicht „verurschen“ (unnütz verderben); man muß sie in die Hand abwischen und dem Vieh geben oder ins Feuer werfen.

Im häuslichen Leben ist das „Liebe Brot“, die „Gottesgabe“, nicht nur ein Gegenstand der Verehrung, um den man Gott täglich bittet, sondern auch der Mittelpunkt eines regen Volksglaubens. Alles zielt darauf, daß es nicht ausgehe, dem Essenden gedeihe und ihm recht lange zur Nahrung diene.

Wenn die Mutter einteigt, so macht sie, unter der leise gesprochenen oder gedachten Formel: Im Namen des Vaters u. s. w., drei Kreuze über dem Teig, damit er gerate und ihm nichts Böses schade, und streut auch das Salz kreuzweise darüber. Gut ist es, wenn sie beim Kneten das Fürtuch, die Schürze, um hat; dann wird sich das Brot nicht spalten und nicht „erlöst“ werden. Wird es erlöst, d. h. bekommt es von oben bis unten einen Riß, der die Kruste von der Krume löst, so stirbt jemand im Hause oder in der Familie (Leobschütz, Sprottau). Beim Backen darf man den Teig nicht loben, sonst gerät das Gebäck nicht, und das bedeutet Unglück (Oberschlesien). In der Toster Gegend unterließ man früher nicht, den Backofen dreimal anzuspucken, ehe das Brot hineingeschoben wurde, damit es gut gerate. Der Speichel soll das Böse fernhalten; alte Vorstellung. Wenn ein Brot im Backofen mitten entzweispriegt, oder wenn beim Heraus-

nehmen ein Brot im Backofen vergessen wird, so bedeutet es für das Hausnahes Unglück.

Brot darf man nicht mit dem Gesichte d. i. mit der braunen Kruste nach unten, auf den Tisch legen, auch nicht so, daß es über ihn „hinunterguckt“, überragt (Oberschlesien, Schweidnitz), es bringt Unsegen; auch verursacht es Streit, die bösen Leute haben Gewalt im Hause, oder man muß zu lange auf dem Sterbebette liegen, oder der liebe Gott verschließt die Himmelstür. Auch müssen für diese Verunehrung des Brotes die armen Seelen im Fegefeuer leiden.

Das Brot schneidet gewöhnlich der Hausherr an (er ist der Brotgeber, angelsächsisch hlāford, woraus englisch lord), die Butter die Hausfrau. Tut es ein Unverheirateter, muß er noch sieben Jahre bis zu seiner Verheiratung warten. Das widerfährt in der Grafschaft auch dem Ledigen, der das „Ranstl“ ißt; doch heißt es gewöhnlich: wer's Ranstl ißt, wird stark.

Schneidet man ein Brot an, macht man vorher auf seine Kehrseite mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes. Oft beachtet man dabei, daß der Querstrich nach der Brust der anschneidenden Person hingezogen wird, dann reicht das Brot weit. Schneidet man ein bereits angeschnittenes Brot an einer andern Stelle noch einmal an („ranstelt man das Brot“), so schneidet man dem lieben Gott den Arm ab oder in den Arm. Wer das Brot ungleiche schneidet, hat gelogen. Wer reich werden will, muß das Brot gleiche (glatt, eben, gerade) schneiden. „Wer das Brot schneidet gleich, der wird reich“, auch in Thüringen, im Erzgebirge und Vogtlande.

Fällt jemandem ein Brot von der Brothänge, so hat er eben einen Verwandten durch den Tod verloren. Fällt einem aus Versehen das Brot vom Tische oder aus der Hand auf die Erde, so muß er die liebe Gottesgabe küssen, ehe er davon weiter ißt. Wer niedergefallenes Brot liegen läßt, oder gar darauf tritt, wird einst noch Hunger leiden. Kinder, die mit Brotkrümchen „wüsten“, müssen sie wie das verschüttete Salz nach dem Tode mit blutenden Augen suchen (Grafschaft Striegau, Katscher, Leobschütz). Auch schimmlichtes Brot darf man nicht wegwerfen; wer es oft ißt, wird alt und reich.

Legt man das Brot mit der angeschnittenen Seite nach der Tür zu, so geht das Glück aus dem Hause. Führt das Messer beim Abschneiden des Brotes heraus, so hat man keinen Hunger. Schneidet jemand für einen andern ein Stück Brot ab und zerbricht ihm die Schnitte, so hat der Empfänger nicht gebetet. Wer eine Schnitte mehr schneidet, als Leute bei Tische sind, der hat einen hungrigen Freund in der ferne (Rosenberg).

Brot, das schon jemand angebissen hat, darf man an derselben Stelle nicht anbeißen, sonst wird man jenem gram; bläst man auf die angebissene

Stelle, so schadet es nichts. (Das Anhauchen hat eine meist schützende und heilende Wirkung.) Auch: ißt man eine von einem anderen angebissene Brotschnitte weiter, so weiß man dessen Gedanken, gewöhnlicher: was der andere über einen denkt (Beuthen O.-S., Brieg, Breslau). Greift man Brot über die Schnittfläche an, so bekommt man Herzgespann. Wenn jemand noch im Bette vor dem Einschlafen Brot ißt, wird er in der Nacht vom Alp gedrückt (Rosenberg, Kreuzburg).

Das Brot dient auch zum Bosheitzauber. Wenn jemandem eine Rinde Brot heimlich in die Federbetten eingenäht wird, unter denen er schläft, so hat dies Unglück, langsam zehrende Krankheit oder gar den Tod zur Folge (Mittel-Schlesien). Wenn man das Brot mit einem Messer in die Milch schneidet, so geben die Kühe keine Milch mehr (sie bekommen Schneiden). Wenn man beim Broteffen von jungen Vögeln spricht, gehen diese ein. Wenn Kühe Brot zu essen bekommen, werden sie bissig; anders am heiligen Abend, wo die Haustiere Kuchen und Brot bekommen wie die Menschen (Ober-Schlesien).

Wenn man ein Brot wegborgt, soll man es in ein Tuch gehüllt hingeben, sonst gibt man den Segen mit fort. Aus demselben Grunde gibt man auch das Ranftl vom Brote nicht aus dem Hause, etwa einem Bettler.

Zieht man in eine neue Wohnung, trägt man unter anderen ein Brot voran, dann wird es in der neuen Häuslichkeit nicht ausgehen. Auch die Braut packt zum Brautkram ein großes frischbackenes Gebäck, wovon ihr die Schwiegermutter im neuen Heime ein Brot zum Anschneiden entgegenbringt. Bei der Trauung trägt die Braut allerorten Brot auf der bloßen Brust; es schimmelt nicht und verbürgt, solange es aufbewahrt wird, hinreichende Nahrung. Wenn man die Heimat verläßt, steckt man sich eine Schnitte Brot ein und ißt sie an dem neuen Orte, um von Heimweh verschont zu bleiben.

Bei Abwendung der Feuersgefahr spielt das Brot, besonders das geweihte Agathabrot, eine wichtige Rolle. — Ist ein im Wasser Verunglückter so tief gesunken, daß er nicht zu finden ist, so wird ein Stück Brot aufs Wasser gelegt (in Gurek bei Rybnik wird darein ein brennendes Licht gestellt), es wird dorthin schwimmen, wo der Verunglückte liegt (allgemein); auch englischer Glaube. Wenn man zweimal gebähtes Brot ißt, kann einem der Wassermann nichts anhaben. In der Gebirgsgegend glaubt man, daß der Meineid nicht schade, wenn man während des Schwurs Brot im Munde hat und dann ausspuckt. Durch diese Entweihung des Brotes gibt man sich dem Teufel zu eigen, der seine Anhänger schließt.

Das Brot, das Landleute den Kindern befreundeter Familien in der Stadt bei einem Besuche mitbringen, heißt in Grünberg Hasenbrot; es ist

einem Hasen abgejagt. Essen Kinder „wo anders“ mit Lust Brot, während sie daheim es verschmähen, sagt man: Ja, das ist auch mit Hahnmilch (angemacht), d. h. köstlich, lecker (Breslau, Leobschütz, Kreuzburg, Zabrze).

Vom Kinderschutzgesetz.

Von

fr. Krantz, Königlicher Gewerbeinspektor in Kattowitz.



m 1. Januar 1904 trat das sogenannte Kinderschutzgesetz vom 30. März 1903 in Kraft.

Es bildet einen weiteren wichtigen Schritt auf dem von unserer Arbeiterschutzgesetzgebung eingeschlagenen Wege, den wirtschaftlich Schwachen in unserer Volks zu helfen, sie vor Ausbeutung und frühzeitiger Kräfte-Erschöpfung zu bewahren.

Hatten die früheren Gesetze, namentlich jenes vom Jahre 1891 bezweckt, die Arbeit der Frauen und Kinder in den Fabriken und Bergwerken zu beschränken, so ist das neue Gesetz von grundlegender Bedeutung für die nicht fabrikmäßig betriebenen Werkstätten, besonders auch für die Hausindustrie.

Schon bald nach Einführung und Durchführung jener Fabrikgesetzgebung zeigte sich, daß zahlreiche Kinder die Fabriken zwar verlassen mußten, aber in der bislang durch keine Fesseln eingeeengten Hausindustrie ein nur zu bereitwilliges Unterkommen fanden. Nicht selten unterlagen sie hier noch mehr als in den Fabriken schwerer Ausbeutung — sei's durch gewinn-süchtige Unternehmer, sei's auch durch die eigenen gewissenlosen Eltern. — Waren es in den Fabriken noch immerhin gewöhnlich geräumige, helle, lustige Zimmer, in denen die Kinder ihre Arbeit hatten verrichten müssen, so zogen sie nun ein in die engen, dumpfen, oft gleichzeitig als Küche und Schlafzimmer dienenden, vom Stallgeruch durchzogenen niedrigen Räume der Hausindustrie. Hier begann z. B. das Kind des kleinen Handwebers in früher Morgenstunde, im zarten Alter wohl schon seine Tätigkeit, hierher kehrte es nach der Schule zurück und bediente selbst den schweren Webstuhl, während Vater und Mutter im selben Raume ihre kargliche Mahlzeit einnahmen; hier verblieb es arbeitend den ganzen Tag bis in die späte Nacht wohl hinein.

Ähnlich, womöglich noch schlimmer als beim kleinen Weber aber ging es bei denen her, die oben im Erzgebirge und im Thüringer Wald

Spielwaren für ihre glücklicheren Mitmenschen herstellen halfen, selbst dabei die eigene sonnige Jugend mit Lust und Spiel entbehrend.

Diese schweren Mißstände aufzuklären, einen Überblick über ihren Umfang zu gewinnen, war eine 1898 angestellte amtliche Statistik bestimmt. Sie ergab (für die von den Erhebungen betroffenen Gegenden und Gewerbezweige, also noch lange nicht für das ganze Deutschland), daß über $\frac{1}{2}$ Million Kinder im schulpflichtigen und noch nicht schulpflichtigen Alter gewerblich tätig waren: über 300 000 in der Industrie, über 170 000 als Austräger, Laufburschen und dergl., über 20 000 in Gast- und Schankwirtschaften.

Weitere Erhebungen ergaben, daß allein in Preußen über 110 000 Kinder. — 41 % der überhaupt Beschäftigten — eine mehr als dreistündige tägliche Beschäftigungsdauer hatten. Schlimmer noch sah es in anderen Reichsgebieten aus: die thüringer Hausindustrie hatte z. B. vielfach täglich zehnständige Arbeitsdauer zu verzeichnen.

Nicht allein die Arbeitsdauer aber war es, welche schwere Bedenken wachrufen mußte, sondern auch die Beschäftigungsart. Nicht nur, daß sie die schwachen Kräfte der Kinder frühzeitig erschöpft, wie bei Bauten und in Ziegeleien, wie beim Treppauf-, Treppab-Laufen der uns Backware und Zeitungen zutragenden Kinder, nicht nur, daß sie ihnen die Nachtruhe raubt, sie bei Wind und Wetter in frühester Morgenstunde vom ärmlichen Lager aufreibt — sie verführt auch frühzeitig zur Roheit, zur Völlerei. Oder kann es sittlich hebend wirken, wenn die in Fleischereien und Abdeckereien tätigen Kinder frühzeitig an die Todesqualen des Tiers gewöhnt werden? Wird nicht der heranwachsende Knabe zu der gerade in Oberschlesien so viel beklagten Völlerei getrieben, wenn er in den Gastwirtschaften und auf den Kegelbahnen am frühzeitigen Genuß geistiger Getränke sich gewöhnt? Muß er nicht gleich dem die Gäste bedienenden, oder fremdenzimmer in Gastwirtschaften aufräumenden Schulmädchen sittlich entarten, wenn er trunkener, sinnlich erregter Gäste rohe Reden oft anhört?

Diese Wahrnehmungen, diese tieftraurigen Erfahrungen führten nach eingehenden Erwägungen zum Kinderschutzgesetz vom 30. März 1903. Es unterscheidet sich in einem wesentlich von den früheren Arbeiterschutzgesetzen: es macht nicht an der Tür der Familienwohnung halt, es tritt vielmehr auch in sie hinein, gewissenlosen Eltern der wehrlosen Kinder frühzeitige Ausbeutung zu gewerblicher Arbeit verbotend.

Nur „gewerbliche Arbeit“ aber verbietet dies Gesetz und überläßt es der weiteren Gesetzgebung, auch gegen die Beschäftigung von Kindern in der Land- und forstwirtschaft und anderen nicht unter die Gewerbeordnung fallenden Betriebsarten vorzugehen.

Des weiteren unterstellt zwar das Gesetz auch die „eigenen“ Kinder des Arbeitgebers der einschränkenden Regelung, geht aber doch bezüglich der Beschäftigung der eigenen Kinder weniger scharf vor, als bei fremden Kindern.

Was versteht nun das Gesetz unter eigenen Kindern? Nicht nur des Arbeitgebers Sohn oder Tochter, sondern auch seine Nissen und Nichten, seine Enkel und Urenkel, seine Mündel, die an Kindesstatt angenommenen, sowie die zur gesetzlichen Zwangserziehung überwiesenen Kinder. Es müssen nur diese Kinder dem Haushalte desjenigen angehören, der sie beschäftigt.

Das Gesetz will nun einestheils die Kinder von solcher Beschäftigung fernhalten, die mit hoher Kräfteanspannung gesundheitlicher oder sittlicher Gefahr verbunden ist; andererseits soll dafür gesorgt werden, daß die Kinder nicht während der Nacht und nicht übermäßig lang beschäftigt sind. — Hiernach unterliegt nun die Beschäftigung eigener wie fremder Kinder im Gewerbebetriebe nach dem neuen Gesetze folgenden Beschränkungen:

1. Kinder dürfen — gleichviel wie alt sie sind — vor allem überhaupt nicht beschäftigt werden in Ziegeleien und bei Bauten, in Gräbereien und beim Steineflopfen, im Schornsteinfegergewerbe, bei Arbeiten (z. B. beim Flaschenbierabfüllen) in Kellereien, ferner in Werkstätten von Steinmetzen und Steinhauern, in Abdeckereien, Lumpensortierereien, Felleinsalzereien, Gerbereien, Fleischereien, in Bürsten- und Pinselmachereien, Bettfeder-Reinigungsanstalten, chemischen Waschanstalten, Werkstätten zur Verfertigung von Polsterwaren, Werkstätten der Maler und Anstreicher; endlich auch in noch weiteren hier in Oberschlesien weniger bedeutsamen Betrieben.

Ebenso ist die Beschäftigung auch von „eigenen“ Kindern verboten in solchen Werkstätten, die mit Dampf, Wind, Wasser, Gas oder Elektrizität betriebene Maschinen enthalten.

2. In anderen Werkstätten, beim Handel und im Verkehrsgewerbe, beim Austragen von Waren (Semmeln, Milch, Zeitungen u. a.) dürfen fremde Kinder nur beschäftigt werden, wenn sie über 12 Jahre alt sind. Auch dann aber darf die Beschäftigung nicht vor 8 Uhr morgens beginnen und über 8 Uhr abends sich erstrecken. Sie darf ferner an Wochentagen nicht länger als drei Stunden täglich (in den Ferien vier Stunden) dauern und nachmittags erst eine Stunde nach beendeten Unterrichte beginnen. Mittags müssen die Kinder eine mindestens zweistündige Pause haben.

5. „Eigene“ Kinder dürfen ihren Eltern oder nahen Verwandten schon im Alter von 10 und mehr Jahren im Handel und Verkehr und den hierfür überhaupt freigegebenen Werkstätten helfen. Auch diese Kinder müssen aber dann in der Zeit von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens sowie eine Stunde nach Schluß des Nachmittagsunterrichts von gewerblicher Arbeit frei bleiben und mittags zwei Stunden Pause haben.

Tragen diese Kinder Zeitungen, Milch und Backwaren für fremde aus, so unterliegen sie den gleichen Beschränkungen wie fremde Kinder, wenn auch vielleicht der fremde Arbeitgeber gar nicht das Kind, sondern dessen Mutter zur Arbeit angenommen hat. Im übrigen aber ist die Beschäftigungsdauer der „eigenen“ Kinder keinen weiteren Beschränkungen beim Warenaustragen und bei Botengängen unterworfen.

4. Fremde wie eigene Kinder dürfen bei öffentlichen, theatralischen Vorstellungen und anderen öffentlichen Schaustellungen (bei Seiltänzern, Akrobaten, im Zirkus und dergl.) nicht beschäftigt werden. Ausnahmen können von den hierfür zuständigen Verwaltungsbehörden nur dann zugelassen werden, wenn nach ihrer und des Kreisschulinspektors Ansicht ein „höheres“ Interesse der Kunst und Wissenschaft obwaltet.

5. Im Betriebe von Gast- und Schankwirtschaften (also auch beim Kegelaufstellen) dürfen Kinder unter 12 Jahren überhaupt nicht, schulpflichtige Mädchen aber, selbst wenn sie mehr als 12 Jahre alt sind, nicht beim Bedienen der Gäste beschäftigt werden. Im übrigen gelten bezüglich Arbeitsdauer, Arbeitszeit und Nachtarbeit die gleichen Beschränkungen wie in den Werkstätten und dergl.

6. An Sonn- und Festtagen dürfen Kinder der Regel nach überhaupt nicht gewerblich tätig sein. Nur für das Austragen von Waren und sonstige Botengänge sind Ausnahmen zugelassen, doch dürfen auch da fremde Kinder nicht länger als zwei Stunden, nicht über 1 Uhr mittags und nicht um die Zeit des Hauptgottesdienstes beschäftigt werden.

7. Für alle Kinder, die für fremde arbeiten sollen, muß vor dem Eintritte in die Beschäftigung bei der Ortspolizei eine Arbeitskarte gelöst und nachher dem Arbeitgeber eingehändigt werden. Stellt dieser Kinder ohne solche Karte ein, so macht er sich strafbar, ebenso auch, wenn er nicht sogleich der Ortspolizei schriftlich von der Kinderbeschäftigung Anzeige erstattet.

Die Polizeibehörde muß von jeder Ausstellung einer Arbeitskarte für ein Kind dem Leiter der betreffenden Schule Mitteilung machen.

8. Es steht den Landesregierungen das Recht zu, ihrerseits noch weitere Beschränkungen bei Beschäftigung von Kindern in gewerblichen Betrieben zu erlassen. Ferner können die zuständigen Polizeibehörden in Einzelfällen die Beschäftigung von Kindern auf Antrag oder nach Anhörung des Kreisschulinspektors weiter einschränken oder ganz verbieten.

9. Mißachtung des Gesetzes wird mit hoher Strafe bedroht. Bei gesetzwidriger Beschäftigung „eigener“ Kinder können Geldstrafen bis zu 150 Mark, bei Sonntagsbeschäftigung bis zu 600 Mark, bei gesetzwidriger Beschäftigung fremder Kinder gar bis zu 2000 Mark verhängt werden.

Bei gewohnheitsmäßiger Zuwiderhandlung kann dann an Stelle der Geldstrafe auf Gefängnis bis zu sechs Monaten erkannt werden.

Haben nun alle diese hohen Strafen bisher vermocht, dem Gesetze die gebührende Beachtung zu verschaffen? — Leider nein. Noch zu Hunderten zählen in einem einzigen Schulaufsichtsbezirke die Verstöße gegen das Gesetz. Noch besitzt fast keins von allen für fremde gewerblich tätigen Schulkindern die vorgeschriebene Arbeitskarte. Noch hat fast keiner der Arbeitgeber die von ihm verlangte Anzeige bei der Behörde erstattet. Noch wurden in kleinem Bezirke zu Duzenden die Kinder bei verbotener Arbeit in Ziegeleien und bei Bauten, in Fleischereien und maschinell betriebenen Werkstätten beschäftigt.

Noch hatten manche dieser aller Jugendfreude beraubten Kinder bis zu 14 Stunden täglich schwer zu arbeiten bei wohl noch nicht drei Pfennige Stundenlohn. Noch müssen hunderte der armen Kinder die Nachtruhe entbehren und im zartesten Alter (schon als sechsjährige) in frühester Morgenstunde bei Wind und Wetter durch die Straßen und treppauf, treppab in die Häuser eilen.

Können da die armen ermüdeten Kinder nachher dem Unterrichte mit Aufmerksamkeit folgen? Muß nicht in das jugendliche Gemüt der Keim gelegt werden zum Neid gegen glücklichere Mitmenschen? Muß nicht das beim Fleischer tätige, das in der Gast- und Schankwirtschaft rohe Reden hörende, frühzeitig zum Bier- und Schnaps-Genuß kommende Kind verrohen und später nicht mehr vom Alkohol sich trennen können? Muß nicht dem frühzeitig verdienenden, überall leicht Zutritt findenden Kind die Neigung zur Unterschlagung, zum Diebstahl erwachsen? Können wir uns da in dem der Kinderarbeit noch so stark huldigenden Oberschlesien wundern, wenn Trunkenheit und Unehrllichkeit sich so breit machen? Was helfen dann alle Bestrebungen zur Bekämpfung des Alkoholteufels, wenn schon die heranwachsende Jugend in so beträchtlicher Zahl zur Völlerei fast erzogen wird?

Wir Alle können dazu beitragen, daß Oberschlesien draußen im Reiche nicht mehr in so üblem Rufe bleibt, wenn wir — jeder in seinem Kreise — tätig eintreten in den Kampf gegen die Kinderarbeit, wenn wir mitwirken an der Durchführung des Kinderschutzgesetzes.

Wir fördern damit die körperliche und sittliche Kräftigung unserer heranwachsenden Jugend und dienen so dem Wohle unseres gesamten lieben deutschen Vaterlandes.

Von den schlesischen Adlern.

Heraldische Studie

von

Dr. Paul Knötel, Kattowitz O.-S.



Dem Löwen wird von den Naturkundigen mehr und mehr sein Charakter als König der Tiere bestritten. Sie mögen Recht haben, aber ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß es ihnen noch lange, lange nicht gelingen wird, sein königliches Ansehen bei der großen Masse des Volkes zu erschüttern. Nach wie vor wird er besonders auch von der bildenden Kunst in mannigfachster Weise verwendet werden, nach wie vor wird er zusammen mit dem Könige der Lüfte, dem Adler, auch in der Heraldik seine Vorherrschaft behaupten.

Man durchblättere irgend ein größeres Wappenwerk, und man wird immer und immer wieder auf Löwen und Adler stoßen. Es wäre eine lohnende, allerdings auch schwierige Arbeit, eine Naturgeschichte dieser beiden Tiere nach ihrer Bedeutung für Kunst und Symbolik zu schreiben. Schwierig schon deswegen, weil sie eine umfassende Kenntnis der fast zahllosen Denkmäler wie auch große Vertrautheit mit einer oft recht entlegenen und schwer zu beschaffenden Literatur voraussetzt.

Die Überschrift dieses Aufsatzes zeigt, daß ich hier die Absicht habe, aus dem ungeheuren Stoffe einen Punkt herauszuheben und von den schlesischen Adlern, darunter von dem Oberschlesiens, zu handeln.

Im großen und mittleren Wappen des preussischen Staates ist unsere Provinz vertreten durch einen gekrönten schwarzen Adler mit silberner Binde (Halbmond) und Kreuz in goldenem Felde. Man spricht deswegen wohl überhaupt nur vom schlesischen Adler insgesamt. Und doch ist dieser schwarze Adler nur einer von mehreren, er hat sich behauptet und zum Vertreter des ganzen Landes aufgeschwungen, während die übrigen nur noch geschichtlich bemerkenswert sind.

Länderwappen sind verhältnismäßig jung, die meisten von ihnen sind nichts anderes als die Wappen fürstlicher Familien.

Das gilt auch für Schlesien.

Der Adler — ich wähle noch mit Absicht diesen unbestimmten Ausdruck — ist auch hier ursprünglich nichts anderes als das Wappentier der schlesischen Piasten. Zuerst erscheint er auf einem Siegel Heinrichs II. an einer Urkunde vom Jahre 1217.¹⁾

¹⁾ Abb. Alwin Schulz, Die schlesischen Siegel bis 1250, Taf. II, Nr. 9.

Es drängt sich insollgedessen von selbst die Frage auf, ob die Piaſten nicht ſchon vorher irgend ein anderes Wappen-geführt haben und welches, ſoweit von Wappen in dem modern fixierten Sinne damals überhaupt die Rede ſein konnte.

Einen Fingerzeig nach dieſer Richtung hin gibt uns das Siegel Heinrichs I. in ſeinen verſchiedenen Varianten.¹⁾ Der große lange Schild der intereſſanten Fürſtengeltalt zeigt als Figur einen liegenden Halbmond mit einem Kreuz darüber.²⁾ Jeder, der ſich etwas mit polniſcher Heraldik beſchäftigt hat oder einmal ein polniſches Wappenwerk durchblättert hat, weiß, welch' große Rolle grade der Halbmond als Wappenfigur zahlreicher Wappengenoffenſchaften (herbs) ſpielt und wie häufig in ihr ſolche Verbindungen des Mondes mit Kreuz, Stern, Pfeil u. a. vorkommen. So ſpricht an ſich ſchon manches dafür, daß der Mond mit dem Kreuz das urſprüngliche Wappen der Piaſten geweſen ſein könnte.³⁾

Dazu kommt, daß dies zuſammengeſetzte Bild mit Annahme des Adlerwappens durchaus nicht verſchwindet, ſondern, wie wir ſehen werden, vielmehr z. T. mit dieſem verſchmilzt. Wie ſchon angeführt, zeigt nämlich der Adler der Provinz im preußiſchen Wappen Halbmond und Kreuz als Bruſtſchmuck.

Ein Einwand allerdings könnte dagegen erhoben werden, daß nämlich auf dem Siegel Heinrichs I. wegen der Kleinheit der außerdem noch perſpektiviſch verjüngten Schildfläche ſtatt des ganzen Adlers nur deſſen Bruſtſchmuck angebracht worden ſei und ihm eine ſelbſtändige Bedeutung nicht zukomme. Solche zeichneriſche Abbreviaturen zuſammengeſetzter Bilder ſind auf Münzen und Siegeln des Mittelalters durchaus nichts Seltenes. So ſehen wir z. B. ſtatt des ganzen Adlers auf ſchleſiſchen Brakteaten einzelne Teile, Köpfe, Flügel 1c., auch den Halbmond.⁴⁾ Daß dieſer auf den Münzen oft genug ein bedeutungsloſes Bild iſt, mag zugegeben werden; läßt ſich aber ſeine Bedeutung als Wappenfigur der Piaſten ſonſt noch nachweiſen, ſo mag man ihm doch auch hier in manchen Fällen als ſolche anſehen dürfen.

Der Halbmond (oder die Binde), der oft genug auch ſonſt auf der Figur des heraldiſchen Adlers wiederkehrt, wird auch ſo erklärt, daß ſie aus

¹⁾ Abb. ebenda Taf. II, Nr. 7, u. Luhs, Schleſ. Fürſtenbilder des Mittelalters, Taf. 7.

²⁾ Ähnlich auf der alten Fälfchung des Siegels Boleslaus I. bei A. Schulz a. a. O., Taf. I, Nr. 2.

³⁾ Dieſe Anſicht vertritt auch Prof. Diekoſiński in der Lemberger hiſtor. Vierteljahrschrift 1887, Heft II, S. 236. Dagegen ſpricht ſich aus Friedensburg, Schleſiens Münzgeſchichte im Mittelalter, 2. Teil (codex diplom. Silesiae XIII) S. 165. Leider kenne ich den Aufſatz des polniſchen Forſchers nicht.

⁴⁾ J. Friedensburg, Schleſiens Münzgeſchichte im Mittelalter, 2. Teil (codex diplom. Silesiae, XIII) Taf. IV u. V.

der metallenen Spange entstanden ist, mit der der plastische oder ausgeschnittene Adler auf der Schildfläche befestigt war. Das mag gewiß in vielen Fällen zutreffen, nicht aber für den schlesischen Adler.

Das beweist vor allem ein Siegel der Stadt Öls, das 1310 zuerst erscheint. Es zeigt in einem Schilde den bindenlosen Adler und über ihm den nach oben offenen Halbmond mit Kreuz und je einem Stern an den spitzen Enden.¹⁾ Der Entwicklung nach haben wir hier das Mittelstück zwischen dem kreuzgeschmückten Halbmond, wie wir ihn im Siegel Heinrichs I. sahen, und dem Adler, der mit dem Halbmonde belegt ist. Diese Zusammenstellung erscheint so charakteristisch, daß es hier jedenfalls nicht angeht, den Halbmond als eine bedeutungslose Zierfigur anzusprechen. Nur die Sterne an seinen Enden können als solche gelten. Ihre Wahl als Begleiter des Hauptnachgestirns ergibt sich von selbst. Daher kommen diese und ähnliche Verbindungen (z. B. ein Stern an Stelle des Kreuzes) auch auf Münzen sehr häufig vor.²⁾

Mit diesem Öls' Siegel ist ein Denar des Fürstentums Glogau zusammenzubringen (Friedensburg a. a. O. Tafel XIII 619). Er zeigt auf dem Avers einen schreitenden Adler, auf dem Revers den Mond in derselben Ausgestaltung wie das genannte Siegel. Friedensburg teilt ihn Heinrich III. von Glogau zu, der 1309 starb, so daß diese Prägung gleichzeitig mit dem Siegel fiel. In gleicher Weise finden wir den Mond auf einem anderen Denar, der sich einer bestimmten Münzstätte nicht zuteilen läßt (Friedensburg a. a. O. Tafel IX 436) und dessen andere Seite den herzoglichen Helm mit dem charakteristischen Pfauenfederbusch aufweist. Bedeutungsvoll erscheint gerade die Zusammenstellung mit dem Helme, so daß wir wohl berechtigt sind, den Halbmond gerade hier als selbständiges Wappen ansehen zu dürfen, dann aber haben wir in ihm dasselbe Bild vor uns, das wir zuerst auf dem Schilde Heinrichs I. kennen lernten, d. h. das echt slawisch-nationale Wappen des piastischen Hauses.

Die Heraldik der damaligen Zeit ist noch nichts fixiertes, sondern vielmehr noch vollkommen im flusse begriffen. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn eine ältere Wappenfigur durch eine neue verdrängt oder mit ihr verschmolzen wurde.

Wir sahen, daß auf dem einen Siegel des jungen Heinrich II. der Bindenadler zuerst vorkommt.³⁾

¹⁾ Abb. v. Saurma, Wappenbuch der schles. Städte und Städtel, Taf. VIII, fig. 96.

²⁾ z. B. Friedensburg a. a. O. Tafel VIII 397—401, Tafel IX 445—447; vergl. auch das Siegel von Constadt (v. Saurma a. a. O. Tafel II 18).

³⁾ Die Abbildungen bei Schulz a. a. O. und bei Roehl, Über die Bildnisiegel der schlesischen Fürsten im 13. und 14. Jahrhundert (Zeitschrift des Vereins für Geschichte

Was hat zu seiner Wahl geführt, woher stammt dieser Adler?

Das sind Fragen, die sich im besonderen nicht beantworten lassen. Wie schon angeführt, kommt in der Heraldik der Adler wie der Löwe so häufig vor, daß man schließlich sagen muß, ihre Aufnahme war in sehr vielen Fällen eben in gewissem Sinne Modesache.

Roehl spricht die Vermutung aus, daß die seit Wladislaus II. mit dem staufischen Kaiserhause durch Bande der Verwandtschaft und Dankbarkeit eng verbundenen Herzöge von Schlesien das staufische Wappenbild (? gemeint ist der schwarze Adler in Gold, der sogenannte Reichsadler) angenommen und diesen mit dem Halbmonde, dem alten polnischen Stammeszeichen der Piasten zum Unterschiede belegt hätten.¹⁾ Doch wird das wohl immer höchstens eine Vermutung bleiben. Dafür spräche ja allerdings die gleiche Farbe des schlesischen Adlers.

Wenn uns heut die Farbe eines Wappens mit als ein unveränderliches Charakteristikum desselben erscheint, so gilt das für die ältere Zeit nicht, vielmehr können wir bei demselben Wappen Farbenveränderungen nicht nur bei einzelnen Abzweigungen der Familie, sondern selbst im nächsten Verwandtenkreise nachweisen. Die Leser meines Aufsatzes über die ober-schlesischen Städtewappen²⁾ werden sich vielleicht erinnern, daß ich dort darauf hingewiesen habe, wie die Städtewappen aus den Siegeln hervorgegangen und infolgedessen häufig genug farblos geblieben sind; umgekehrt ist es mit den adligen Familienwappen. Ihre Geburtsstätte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ist der Schild des ritterlichen Kämpfers. Als dieser begann, sein Antlitz unter dem über den Kopf gestülpten topfartigen Helme zu verbergen, ergab sich die Notwendigkeit, durch irgend ein äußeres Zeichen sich kenntlich gegen Freund und Feind zu machen. Dazu eignete sich am besten die Fläche des Schildes, die ja schon überall und zu allen Zeiten mehr oder weniger bedeutungsvollen Schmuck aufgewiesen hatte. Allmählich allerdings mußten sich nun Figur und Farbe fixieren.

So ist das ritterliche Wappen von Anfang an farbig. In den Schilden würden wir die besten Quellen für die ritterliche Heraldik haben. Aber gerade die Schilde waren als Schutzwaffe, an denen die Lanzen brachen und auf die die Schwerthiebe fielen, ihrem Charakter nach der Zerstörung nur zu leicht ausgesetzt, ganz abgesehen davon, daß ihr Material, meist

und Altertum Schlesiens 26. Bd., S. 297) weichen insofern von einander ab, als dort der Halbmond auf der gewöhnlichen Stelle, hier aber weiter unten erscheint. Diese jüngere Zeichnung dürfte wohl das Richtige geben und würde dann mit beweisen, daß der Halbmond eine selbständige Figur ist, die damals noch nicht sich an bestimmter Stelle fixiert hatte.

¹⁾ E. Roehl, Siegel und Wappen der Stadt Breslau, S. 6 f.

²⁾ vergl. S. 668 f. des 1. Jahrg. von „Oberschlesien“.

Holz mit Lederüberzug, an sich keine Gewähr für längere Erhaltung bot. So sind denn im ganzen recht wenig ritterliche Schilde bis ins 14. Jahrhundert erhalten. Manche von ihnen hat nur der Umstand, daß sie in Kirchen als Weihgabe niedergelegt oder aufgehangen wurden, vor dem Untergange bewahrt. Das ist z. B. der Fall bei den in der Elisabethkirche in Marburg a. L. befindlichen, die dort einst von den ritterlichen Herren gestiftet worden waren, die das Ordenskreuz nahmen.

In Schlesien haben sich ältere Schilder nicht erhalten; die wenigen, die das Kunstgewerbemuseum in Breslau besitzt, sogenannte Pavesen, stammen erst aus dem 15. Jahrhundert. Unter altem Gerümpel hatten sie bis vor etwa ein bis zwei Jahrzehnten auf dem Boden des alten Breslauer Rathauses gelegen. Mit dem fehlen älterer Schilde fehlt auch eine wichtige Quelle für die Frage nach der ursprünglichen Farbe des schlesischen Adlers.

In etwas könnten die Figurengrabmäler schlesischer Fürsten Ersatz bieten, da im Mittelalter bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein derartige Werke der Plastik meist, besonders im Innern der Kirchen, bemalt waren. Leider hat aber Unverstand und eine falsch aufgefaßte Ästhetik die, man kann wohl sagen meisten Grabfiguren ihrer Farbe beraubt oder sie überfärbt. Und damit versagt auch diese Quelle, während die fürstlichen Siegel gerade für die Farbe ohne Bedeutung sind, welche Wichtigkeit sie auch sonst für die Heraldik, besonders für deren Bilderkunde und die Formen der Schilde haben.

In Betracht kommen hier zunächst nur zwei Grabplatten, die in neuerer Zeit farbig wiederhergestellt auf dem Hochgrave Heinrichs IV. † 1296 in der Kreuzkirche und Heinrichs VI. von Breslau-Schlesien † 1333 in der Ursulinerkirche in Breslau.¹⁾

Heinrichs IV. Grabplatte zeigt den schlesischen Adler zweimal, einmal auf seinem Kampfschilde, dann in einem Schilde rechts von seinem Haupte, dem auf der anderen Seite der gekrönte weiße polnische Adler in Rot entspricht. Die beiden ersten Adler zeigen den Adler schwarz in gelb, die Binde gleichfalls gelb. Dieselbe Farbe hat sie auf dem anderen Grabmal. Merkwürdigerweise ist hier der Schild rot. Da sonst aber, so z. B. bei der jüngeren Grabfigur des in der Mongolenschlacht gefallenen Heinrichs II., in den Bildern der Hedwigslegende²⁾ und ihren Ableitungen und im

¹⁾ Abb. in Luchs, Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters Taf. 10 a—d und Taf. 11, das Heinrichs IV. auch im Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler Taf. 222, 1.

²⁾ v. Wolfscron A., Die Bilder der Hedwigslegende nach einer Handschrift v. J. 1353 fol. Wien 1846, vergl. auch Luchs, Über die Bilder der Hedwigslegende. Festgabe der städtischen höheren Töchterschule zu Maria-Magdalena an die Universität Breslau zu ihrem 50jährigen Jubiläum 1861.

Bilde Heinrichs IV.¹⁾ in der Heidelberger Minnesängerhandschrift die heutige Farbe (schwarz in gelbem Felde) sich immer findet und seitdem erhalten hat, darf man sie wohl als die ursprüngliche ansehen. Dabei wird allerdings die Frage wohl für immer unbeantwortet bleiben müssen, wann diese Farbengebung zuerst beliebt worden ist. Das rote Feld des Schildes Heinrichs II. ist vielleicht eine spätere falsche Farbengebung oder aber dadurch entstanden, daß sich von der früheren Vergoldung des Schildes nur der unterlegte rote Grund erhalten hat.

Der Halbmond ist später und wird noch heut silbern (weiß) gefärbt. Über seine mögliche Entstehung und Bedeutung haben wir gesprochen. Sicher wird man aber wie bei den genannten Denkmälern auch Ausnahmen finden, die ihn golden zeigen; für die ältere Heraldik sind derartige Abweichungen ohne Bedeutung.

Selbstverständlich erhält das Kreuz, wenn es, was nicht immer der Fall, mit der Binde vereinigt ist, dieselbe Farbe. Dasselbe gilt von den sogenannten Kleeblättern, mit denen diese an den Enden oft bestückt ist. An anderer Stelle habe ich nachgewiesen, daß sie nur aus einem Ornamente entstanden sind.²⁾ Oft genug, wie verschiedene Siegel- und Denkmalabbildungen bei Pfothenhauer, die Schlesischen Siegel von 1250 bis 1300 (Breslau 1879) und dem angeführten Werke von Luchs zeigen, fehlen sie gänzlich. Beim Grabmale Volkos I. von Schweidnitz († 1301) in Grüssau geht der Halbmond ebenfalls spitz aus. Hier aber finden sich, ohne Verbindung mit ihm, oben auf den Flügeln zwei vertiefte Kreise, die sicher keinen anderen Zweck haben, als die Fläche der (im frühgotischen Stil oben recht weiten) Flügel des Adlers zu beleben.³⁾ Sehr fraglich erscheint es mir, ob die Fläche innerhalb der Kreisumrahmung wie heut ursprünglich die Farben des Schildes (weiß-gold — darüber später) trug, ich glaube vielmehr, daß sie wie der Adler oder weiß wie die Binde gewesen sein wird.

Es lag nun ganz im Geiste der Stilrichtung jener Zeit, die Kreisumrahmung dadurch künstlerisch auszugestalten, daß man drei sogenannte Nasen nach innen zu an die Kreislinie anfügte und so die Figur schuf, die man im gotischen Stile Dreipaß nannte. Solche Dreipässe, ohne Verbindung mit der Sichel, sehen wir auf den Grabplatten der Herzöge Boleslaus

¹⁾ Luchs, Schlesische Fürstenbilder Taf. 10e.

²⁾ Der schlesische Adler, eine heraldische Studie, in der Vierteljahrschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Jahrg. 1888.

³⁾ Abb. Luchs, Fürstenbilder Tafel 28 und Bilderwerk der schles. Kunstdenkmäler Tafel 226, 3.

des Langen und Przemislaus von Stein in Leubus.¹⁾ Die Umrißlinie eines Dreipasses ist aber auch nichts anderes als die eines stilisierten Kleeblattes. Während der Abfassung dieses Aufsatzes geht mir der neueste (3.) Band des Jahrbuches des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer zu. In ihm ist ein mit Abbildungen im Text und einer Bildtafel geschmückter Aufsatz von K. Masner, dem Direktor der Sammlungen, über einen in Oppeln 1902 gemachten Schmuckfund enthalten (S. 72 ff.), von dem ein Schildchen mit dem schlesischen Adler das Hauptinteresse beansprucht. (fig. 12.) Nach der Abbildung zeigt das recht altertümlich gehaltene, wahrscheinlich dem 13. Jahrhundert angehörende Wappentier oben in den Flügeln drei kreisförmige Erhöhungen, die wie die Kreise beim Volkodentmale sicher nur zur Ausfüllung des Raumes dienen sollen und gleichsam eine Mittelstufe zwischen diesem und den Kleeblättern der Leubuser Denkmäler bezeichnen. Zum Teil lag es an der Zeichnung des Adlers selbst, wenn die Enden des Bandes oder der Sichel auf diese Kleeblätter trafen, und so erhalten wir in natürlicher Entwicklung jene Figur, mit der der schlesische Adler jetzt noch belegt ist: Halbmond mit Kreuz und zwei Kleeblättern an den Enden. Die Sterne, die einst, als die Sichel noch als selbständiges Wappenbild vorkam, mit ihr bisweilen verbunden wurden, werden auf dem Adler nicht mehr angebracht.

Bisher habe ich immer vom schlesischen Adler im allgemeinen gesprochen; richtiger wäre es gewesen von dem herzoglichen zu reden, da wir im Mittelalter zunächst nur persönliche Wappen, nicht solche von Landschaften vor uns haben. Mit der Zersplitterung des Landes Schlessien in eine Anzahl Fürstentümer entstehen natürlich auch Wappen der einzelnen Einien des Pfaffenhauses, aus denen schließlich die Fürstentumswappen werden.

Bekanntlich haben wir zwei Hauptteile Schlesiens zu unterscheiden, Nieder- und Oberschlessien, die von einander durch den Grenzwald der Presfeka von Alters her getrennt waren. Entsprechend dieser Zweiteilung gibt es auch der Farbe nach zwei Haupttypen des Adlers: den niederschlesischen (schwarz in Gold) und den oberschlesischen (golden in Blau). Der schwarze findet sich in den Wappen der Fürstentümer Breslau, Liegnitz, Ols, Sagan und dem geschichtlich zu Niederschlessien gehörigen ehemaligen Bistumslande Meisse, endlich in einer noch zu besprechenden Variante in Schweidnitz und Münsterberg.²⁾

¹⁾ vergl. Luchs, Fürstenbilder Tafel 6 und 14 und Bilderwerk der schles. Kunstdenkmäler Tafel 221, 4 und 5. Der Adler auf dem schildförmigen Siegel von Münsterberg vom Ende des 13. Jahrh. zeigt in den Flügeln einen Vierpaß (v. Saurma, Wappenbuch der schles. Städte und Städtel, Tafel VII 79), wenn man der Zeichnung trauen darf.

²⁾ vergl. die Abhandl. von Luchs, Schlessische Landes- und Städtewappen in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, 4. Bd. S. 1 ff.

Ob der goldene Adler ein Abkömmling des schwarzen, ob er ein Bruder desselben ist, läßt sich aus dem vorhandenen Quellenmaterial nicht erkennen. Ich verweise hier auf das schon früher gesagte. Die Siegel kommen dabei nicht in Betracht. Die Fürstengrabmäler aber, die erhalten sind, gehören erst dem 14. Jahrhunderte an, wo die farbige Unterscheidung der Adler sicher schon eingetreten war. Einen Beweis für diese erbringen sie auch deshalb nicht, weil sie sehr schlecht erhalten und übertüncht sind.¹⁾

Abweichend von seinem niederschlesischen Verwandten trägt der goldene Adler Oberschlesiens oft eine goldene Krone auf seinem Kopfe. Einen wesentlichen Bestandteil hat er ursprünglich aber nicht ausgemacht. Eine genauere Vergleichung der Siegel würde ergeben, daß die Krone mindestens ebenso oft fehlt wie vorkommt. Auch das erwähnte Doppelgrabmal der beiden Oppelner Pfaffen zeigt den Adler auf beiden Schilden ohne diesen Schmuck. In den älteren Städtiesiegeln, in denen er vorkommt, fehlt, soweit ich es übersehen kann, die Krone ebenfalls.

Im Gegensatz zum niederschlesischen Adler finden wir den oberschlesischen in der älteren Zeit fast durchweg ohne Binde. Bei den Fürstensiegeln ist es allerdings der Kleinheit wegen häufig sehr schwer zu erkennen, ob sie die Brust des Wappentieres bedeckt oder nicht. Doch gibt es auch neuere Darstellungen mit der Binde (z. B. im Homannschen Atlas 1736 und in den Wappendarstellungen von G. A. Menzels schlesischer Geschichte). Könnte man den schon erwähnten Adler in dem Oppelner Schmuckfunde nach der Fundstätte mit Sicherheit als den oberschlesischen (Oppelner) ansprechen, dann wäre die Binde allerdings schon im 13. Jahrhundert doch vorgekommen. Dieser Schluß von der Fundstätte her wäre aber doch ohne andere Beweismittel sehr gewagt.

Es geht meines Erachtens kaum an, etwa weitere Unterschiede zwischen den Adlern der einzelnen oberschlesischen Fürstentümer (Oppeln, Ratibor, Teschen) zu machen, in die Oberschlesien einst gespalten war, wenn dies auch bisweilen geschehen ist. In einem dem 18. Jahrhundert entstammenden Wappenheft in meinem Besitze ist z. B. der Teschener Adler gekrönt ohne Binde, der von Ratibor ungekrönt mit Binde.²⁾ Geschichtlich begründet ist es jedenfalls nicht. Da unsere Zeit auf allen Gebieten Genauigkeit ver-

¹⁾ Boleslaus von Oppeln und Bolko II. von Oppeln (Doppelgrabplatte) und Bolko III. von Oppeln mit seiner Gemahlin Anna, sämtlich in der ehemaligen Minoritenkirche in Oppeln. Abb. bei Euchs a. a. O. Tafel 23/24 und 25/26 und im Bilderwerk der schles. Kunstdenkmäler. Tafel 223, 3 und 4.

²⁾ Des Souveränen Herzogtums Schlesien General als auch Provinzialwappenzeichnung nebst Heraldisch und Historische Beschreibung. In Verlag bey Jacob Friedrich Neumann in Jüttan.

langt und nach dem vorher Gesagten ja auch gewisse geschichtliche Gründe dafür sprechen, mag man das oberschlesische Wappen angeben als goldener, gekrönter Adler ohne Binde in blauem Felde. Als gutes Beispiel sei auf die Wappengrabplatte des letzten Piasen von Oppeln, Johannes, † 1532 in der katholischen Pfarrkirche zu Oppeln hingewiesen.¹⁾

Indem wir den oberschlesischen Adler verlassen, müssen wir uns noch einmal dem niederschlesischen zuwenden. Wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert tritt nämlich im Fürstentum Schweidnitz eine Variante desselben auf; das Schild ist derart gespalten, daß die (heraldisch) rechte Hälfte das Wappentier rot in weiß, die linke es schwarz in gold zeigt. Die Siegelbilder lassen natürlich diese Farbenteilung nicht erkennen, dagegen findet sie sich auf den Figurengrabmälern Volkos I. († 1301) und Volkos II. († 1368) in der Fürstengruft in Grüssau.²⁾ Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Volko I., als er die Gebiete der späteren Fürstentümer Schweidnitz-Münsterberg erhielt, diese abweichende Färbung für den Adler annahm, die darum auch später für das Fürstentum Münsterberg galt. Woher aber die rotweiße Farbe für den halben Adler kam, läßt sich auch erklären. Volko war nämlich mit Beatrix, der Tochter Ottos des Langen von Brandenburg seit etwa 1287 vermählt.³⁾ Das brandenburgische Wappen aber ist ein roter Adler in weißem Felde. Wenige Jahre nach Abschluß dieser Ehe erwarb er die genannten Lande, und so mag er, um sich von seinen anderen fürstlichen Verwandten zu unterscheiden, seitdem den Schild in den Farben seines Hauses und des seiner Gemahlin geteilt geführt haben. Bemerkst sei außerdem, was vielleicht mit als Beweis angeführt werden darf, daß das askanisch-brandenburgische Wappen sich an der Tumba des Grabmales Volkos II. in Grüssau, eines Enkels der Beatrix findet.⁴⁾ Der Adler im Schilde Volkos I. in Grüssau hat die weiße Binde, der seines Enkels Volkos II. hat sie nicht. Man sieht daraus, wie belanglos für die damalige Zeit ein solches Zierstück war, nachdem sein selbständiger Wappencharakter verloren gegangen war. Nur als ein Kuriosum ohne tiefere Bedeutung muß es angesehen werden, wenn der geteilte Adler in einer Darstellung des fürstlich-münsterbergischen Wappens, die L. C(erikus) in einem der älteren Jahrgänge des Herold veröffentlicht hat, doppelföpfig gebildet ist. Ich erinnere dabei an das der Stadt Gleiwitz von Kaiser

¹⁾ Abb. in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, 2. Bd. Tafel 23, und im Bilderwerk schles. Kunstdenkmäler Tafel 58, 1.

²⁾ Farbige Abb. bei Ench's, schles. Fürstenbilder Tafel 28 und 29a, und farblos im Bilderwerk schles. Kunstdenkmäler, Tafel 222, 3 und 226, 3.

³⁾ Grottesend, Stammtafeln der schlesischen Fürsten, 2. Auflage, Tafel IV.

⁴⁾ Ench's a. a. O., Tafel 29a².

ferdinand verliehene Wappen, das in der einen Hälfte wahrscheinlich den kaiserlichen Adler, in der anderen den oberschlesischen aufweist.¹⁾ Merkwürdig ist auch der Adler im Wappen von Löwenberg; er ist nämlich schwarz, weiß und rot quadriert in goldenem Felde und beruht mit dem Wappen auf dem Diplom, das 1498 König Wladislaus der Stadt erteilte. Ich möchte annehmen, daß es der schwarze niederschlesische Adler ist, der auf diese Weise mit dem rotweißen Schachbrett verschmolzen wurde. Dieses Schachbrett kommt zuerst als Helmschmuck auf den Siegeln Boleslaus III. von Liegnitz seit 1514 vor. Das heißt, daß es diese Farben führte, läßt sich zunächst nur aus dem Helmschmuck und den Helmedecken der bereits erwähnten Grabfigur Volkos II. von Schweidnitz in Grüssau ansehen. Wir finden es in dieser Zeit vielfach bei den niederschlesischen Pfaffen. Inwieweit die Wahl der Farben willkürlich oder vom böhmischen oder polnischen Wappen beeinflusst ist, läßt sich nicht nachweisen.

Ich schließe hiermit diesen Aufsatz über die Naturgeschichte des schlesischen Adlers. Er läßt so recht erkennen, wie wir für die früheren Zeiten der Heraldik, und ganz besonders in Bezug auf die Farbengebung, im Dunkel tappen. Zugleich aber ergibt sich daraus, wie sich einst die Heraldik als etwas Lebendiges, unbeengt von bureaukratischer Beeinflussung, entwickelt hat, wie sie damit unter Umständen einen durchaus individuellen Charakter trug. Gerade dadurch aber wird sie häufig zu einer wichtigen Quelle für den Geschichtsforscher; auch in ihr spiegelt sich das Leben der betreffenden Zeit.

Nur unter diesen Gesichtspunkten kann der Fachmann auf heraldische Anfragen Antwort geben und zwar oft recht unsichere. Er erntet damit meist das Mißfallen des Laien, der eine bestimmte Antwort verlangt; denn als Kind der Neuzeit, die alles bis auf das Tüpfelchen festlegt, meint er, daß es auch auf dem Gebiete der edlen Heraldik schon immer so gewesen sein müsse. So erlebt es der Heraldiker bisweilen, daß sein Urteil weniger gilt, als das des Dilettanten, der mit unumwundener Antwort sofort bei der Hand ist. Um zum Schluß als Beispiel auf den oberschlesischen Adler zurückzukommen, so könnte ich auf die Frage, wie ist er darzustellen, nur die früher gegebene Antwort wiederholen: man mag ihn golden, ohne Binde, gekrönt, in blauem Felde darstellen. Das ist, abgesehen von dem Adler an sich und den Farben, ein Rat, aber nicht mehr; ein heraldisches Dogma, das allein geschichtlich begründet wäre, ist es nicht.

¹⁾ vergl. meinen Aufsatz über die obereschl. Städtewappen im 1. Jahrgange dieser Monatsschrift, S. 673 mit Abbildung.

Gründung und Besiedelung der Kolonien Alt- und Neu-Anhalt im Fürstentum Pless O.-S. durch Friedrich den Grossen.

Von

Schiller, Gotschdorf.

Das Königreich Polen hatte von jeher alle Religionsbekenntnisse im Lande geduldet. Verfolgte und bedrückte Protestanten fanden dort Zuflucht und Schutz. Die Toleranz ging jedoch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Brüche. Dem Bischof Konstantin Felix Szaniawski von Kujawien — später von Krakau — gelang es, auf dem Reichstage zu Warschau im Jahre 1717 die Freiheiten der Protestanten durch ein Reichsgesetz völlig zu vernichten. Da auch der protestantische Adel ins katholische Lager überging, war das niedere Volk der freien Willkür der geistlichen und weltlichen Würdenträger ausgeliefert.

Besonders harte Bedrückungen von Seiten des Gutsherrn, eines Herrn von Jordan, hatten die Bewohner des Ortes Kozy (Seiffersdorf) bei Kenty, an der Straße von Warschau nach Bielitz, in Klein-Polen — jetzt Ostgalizien — zu erdulden. Protestantische häusliche Religionsübung war bei körperlicher Strafe verboten, die Kinder katholischer Erziehung übergeben worden. Einen großen Teil der Bedrückten nahm die katholische Kirche wieder in ihren Schoß auf. Die Minderzahl der Gemeindeglieder aber erduldeten für die Treue in der Überzeugung der Väter die größten Gewalttätigkeiten. Zur Erhaltung des Glaubens soll, der Sage nach, das Gesicht einer Jungfrau, namens Eva, beigetragen haben. Bei einem geheimen Waldgottesdienste erzählte sie der Versammlung, ihr sei nach einem heißen Gebete um Erlösung aus der Trübsal ein Tisch erschienen, auf dem eine aufgeschlagene Bibel lag. Hell beleuchtet hob sich aus dem Text der Spruch hervor: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid . . .“ Über diesem Trostworte strahlte der Name „Urbanus“. Diese Erscheinung wurde von den Gläubigen dahin gedeutet, daß am nächsten Urbanustage die Stunde der Befreiung für sie geschlagen haben würde. Der nächste Urbanustag kam heran, brachte aber keine Erlösung.

Die Leiden dauerten fort. Aus der Jungfrau wurde eine Frau. Ihr ältester Knabe erhielt in der heiligen Taufe von dem katholischen Geistlichen den Namen Urbanus. Die Mutter erzog das Kind in dem protestantischen Bekenntnis. Als es eingesegnet werden sollte, reiste sie in Begleitung des Schulzen Manzla nach Pless. Nach einer kurzen Religionsprüfung führte

der reformierte Geistliche Schleiermacher den Knaben zum Tisch des Herrn. Die heilige Handlung fand an einem Urbanustage statt. An diesem neuen Winke der Vorsehung erkannte Eva die nahe Erfüllung jenes in der Jugend geschauten Gesichtes. Zudem gab Schleiermacher dem Schulzen Manzla das Versprechen, den König Friedrich den Großen für die Bedrängten zu interessieren. Nach langen Verhandlungen mit dem Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen-Pleß erhielt Friedrich der Große Land zur Ansiedelung für die Bedrängten im Fürstentum Pleß angewiesen. Sogleich ging es an die Herbeiholung der sehnstüchtig nach Erlösung Ausschauenden.

An der Kühnheit, mit der die Seiffersdorfer auf preussisches Gebiet gebracht wurden, sehen wir die rasch entschlossene, durchgreifende Hand Friedrichs des Großen und die gänzliche Ohnmacht des polnischen Reiches.

Am 20. Mai des Jahres 1770 erhielt der Leutnant von Woyersch in dem damaligen Wernerschen Husarenregiment in Pleß einen königlichen Brief mit der Aufschrift: „Am 24. Mai desselben Jahres früh um drei Uhr zu eröffnen.“ Mit bangem Herzen erwartete der erschrockene Offizier den bezeichneten Termin. Der geöffnete Brief enthielt folgende königliche Ordre: „Angesichts dieses wird der Leutnant Woyersch die Eskadron zusammenblasen und dieselbe auffitzen lassen, wird sich mit ihr an die Weichsel nach Medzna begeben und dort mit den vorhandenen dreihundert Wagen auf den gleichfalls vorhandenen Fahren über den Fluß setzen und nach Seiffersdorf eilen, um die reformierten Einwohner dieses Dorfes mit ihrem Vieh und andern beweglichen Eigentume aufzunehmen und in die Herrschaft Pleß zu führen. Doch muß das ohne großen Eclat geschehen, keinem Menschen ein Haar gekrümmt und jene reformierten Einwohner glücklich über die Weichsel geführt werden. Der Leutnant Woyersch bürgt mit seinem Kopfe für die Ausführung.“ Ohne Zaudern alarmierte der Offizier die Eskadron und sprengte an ihrer Spitze zu den Toren der Stadt Pleß hinaus. Mitten im Frieden überschritt die bewaffnete Macht die polnische Grenze und setzte auf den bereitgehaltenen Fahren bei Medzna über die Weichsel. Groß war die Verwunderung der Seiffersdorfer über die Ankunft der Fremdlinge. Bevor sie noch der Gedanke über den Zweck der außergewöhnlichen Erscheinung beschäftigen konnte, waren die Ausgänge des Dorfes besetzt, das Pfarrhaus gesperrt und das Schloß des Herrn von Jordan mit Militär belegt. Woyersch erklärte den erschrocken Bewohnern Seiffersdorfs, daß kein Mensch das Dorf verlassen dürfe, doch sollte niemandem ein Haar gekrümmt werden. Sobald die protestantischen Bewohner den Ort verlassen hätten, würden die Husaren abmarschieren.

Die jubelnden Protestanten packten in aller Eile ihre Habseligkeiten ein, trieben das Vieh zusammen, luden die Kinder und Greise auf Wagen und verließen so an einem Urbanustage die Heimat, in der ihnen soviel Ungemach widerfahren war. Der Weg führte die Flüchtlinge über die Weichsel auf preussisches Gebiet, rechts an Plesß vorbei nach dem „fürstlichen Amtsdorfe Lendzin“. Am Fuße des sogenannten Kalkberges bei Jaroschwitz wurden die 305 Protestanten von dem Fürsten Erdmann von Köthen-Anhalt-Plesß und dessen Gemahlin Luise, geborenen von Stollberg, freundlich empfangen. Der Fürst überwies ihnen das Vorwerk Kielpow mit der gesamten Ausaat gegen einen jährlichen Grundzins von „5 $\frac{1}{3}$ Reichstalern“ erb- und eigentümlich und versorgte sie bis zur Ernte mit Nahrungsmitteln. Die Kolonie erhielt den Namen „Anhalt“. Zweieundzwanzig steinerne Häuser, welche achtundvierzig Familien Wohnung gewährten, erstanden zu beiden Seiten einer geraden Pappelallee, die sich in einem Tale zwischen Hügelreihen dahinzog. Dichte Nadelforsten schlossen das enge Tal gegen Norden ab, während der offene Süden einen fernblick bis an die blauen Spitzen der Karpaten gestattete. Sechseundzwanzig Kolonisten, denen Anhalt keine Unterkunft gewähren konnte, errichteten eine Häuserreihe, die sich an die Gebäude des ehemaligen Vorwerks Kielpow angeschlossen. Diese Zweigniederlassung erhielt den Namen Neu-Anhalt, während die Mutterkolonie von nun an Alt-Anhalt genannt wurde. Bald erwies sich auch diese Ansiedlung zu klein. Mit Einwilligung des Fürsten entstanden nacheinander die Kolonien auf der „Lendziner Bleiche“, in „Rathhaus“, in „Swiniow“ und in der auf königlichem Gebiete gelegenen „Bacz“.

Kirche, Schul- und Pfarrhaus entstand auf den Wunsch der Fürstin Luise in Alt-Anhalt. Nach einem rheinischen Muster kamen die drei Gebäude unter ein gemeinsames Ziegeldach. Das Bethaus lag in der Mitte, Predigerwohnung und Schule bildeten die beiden Flügel der zwölfstückerigen Hausfront. Pastor und Kantor gelangten aus ihren Hausfluren in das Gotteshaus, und durch dieselben Zugänge versammelte sich die Gemeinde in der Kirche, da ein eigener Zugang nicht vorhanden war. Der erste Geistliche, der 1778 in Anhalt einzog, war jener reformierte Wanderprediger Oberschlesiens, Schleiermacher, dem die Seiffersdorfer die Errettung aus der Bedrückung verdankten. Die bare Besoldung des Pfarrers wurde von den Zinsen des Kapitals bestritten, das im Auslande — vornehmlich der Schweiz — zur Unterstützung der Kolonisten gesammelt worden war.

Die Besitzungen der Kolonisten hatten einen so geringen Umfang, daß sie die Besitzer nicht ernähren konnten. Die Mehrzahl der Bewohner trieb daher Leinweberei. Ihre Fabrikate — „Sachwitz und gezogene Arbeit“ — waren so begehrt, daß der Fürst sich veranlaßt sah, eine eigene Leinwand-

niederlage zu errichten. Außerdem waren mehrere Kaufleute damit beschäftigt, die erzeugten Waren nach Breslau zu führen, um sie hier abzusetzen. Später raubten Webereien und Spinnereien den fleißigen Kolonisten Arbeitsgelegenheit und Verdienst. An die Stelle einstigen Wohlstandes trat bittere Armut.

Über die Sprache der Anhalter berichtet Karl Wunster im Jahre 1825 folgendes: „Die Anhalter reden, wenn sie mit ihrem Seelsorger oder anderen gebildeten Menschen sprechen, ein ziemlich reines Deutsch, wie ich selten von Landleuten hörte; aber unter sich ein Rotwelsch, welches höchst unverständlich, bisweilen an das Plattdeutsche erinnert“.

Die Tracht der Kolonisten führt uns Wunster in demselben Jahre folgendermaßen vor Augen: „Die Männer tragen blaue Überrocke, mit hellblau seidenen Schnüren besetzt, ohne Knöpfe; die Frauen streichen sorgfältig die Haare aus dem Gesicht, bedecken den Kopf mit einer eigenen Art Hauben, und hüllen, wenn sie in die Kirche gehen, darüber noch feine leinene Tücher, deren Enden vorn herunterhängen; die Mädchen haben das Haar in künstliche Zöpfe geflochten und um den Kopf gewunden, oder tragen es glatt anliegend und in einem Zopfe hinten lang herunterhängend, an der Spitze mit einem meist blauseidenen Bande gebunden; ein dunkelblauer Rock mit hellblauseidenen Bändern unten besetzt, umschließt den schlanken Leib, so daß die blendend weißen Strümpfe und schwarzen Schuhe mit hellblau seidenen Bändern sichtbar sind. Hoch ist der Rock geschürzt und ein schmales buntseidnes Nieder, sehr ausgeschnitten, mit silbernen Treffen besetzt, faßt den Busen ein, welchen bis unter das Kinn ein äußerst fein leinenes Hemdchen mit Spitzen sorgfältig bedeckt.“

Friedrich der Große hatte durch die Ansiedelung der Anhalter fleißige und treue Untertanen seinem Lande gewonnen. „Geschickte Lehrer“ — bis zum Jahre 1825 wirkten an der Schule zu Anhalt Pauli, Steffe und Lorenz — suchten das Bildungsniveau der Ansiedler zu heben und ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. „Sie zeigten sich auch dankbar für solches Bemühen; nicht genug, daß Gottesfurcht, Fleiß, Ordnung und Gehorsam fortdauernd Hauptzüge des Herzens und Lebens der neuen Kolonisten blieben, sie erwarben sich auch noch andere Vorzüge, wodurch viele unter ihnen fähig wurden, nicht nur im Ökonomischen, als Schaffer zc. angestellt zu werden, sondern auch höhere Beamtenposten im fürstlichen Dienste mit Treue und Umsicht zu verwalten.“

Ergänzungen zu dem vorhergehenden Aufsatz.

Von

Dr. E. Zivier, Pleß.

Der vorstehende Aufsatz von A. Schiller beruht auf Wunsters Schrift „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint“ (Eiegniß 1825). Wunster verfaßte seinen Bericht auf Grund von mündlichen Überlieferungen, besonders aber von Mittheilungen, die ihm der fürstlich Pleßsische Kammerdirektor Wienzeß gemacht hatte, und sind daher vollständig zuverlässig. Im fürstlich Pleßsichen Archiv befindet sich ein stattliches Aktenmaterial, nach welchem die Geschichte der Entwicklung der durch ihre Entstehung so interessanten Kolonie Anhalt, die in der ersten Zeit Haltan genannt wurde, geschildert werden könnte. In folgendem gebe ich einige Schriftstücke wieder, die die Entstehung der Kolonie und das Interesse, das sie weit und breit erweckt hatte, etwas näher beleuchten. Unter diesen Schriftstücken ist auch ein Schreiben des Pastors Schleiermacher, des Vaters des berühmten Philosophen.

Nachdem der Pleßnische Landrat Herr von Skrbensky bei Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht angesucht, daß Höchstdieselben die aus dem Dorfe Seiffersdorf in Polen emigrirten wollende protestantische in 64 Familien und 303 Seelen bestehende Inwohner, in dero freie Standes-Herrschaft Pleß aufzunehmen, und ihnen allda ein Etablissement zu accordiren geruhen möchten, so haben Sr. Durchlaucht dieses Gesuch aus Mitleiden gegen obige vielem Druck ausgesetzt gewesenen Protestanten stattfinden lassen, zum Etablissement dieser Colonie das herrschaftliche Vorwerk Kielpow destiniret und solches nebst der darauf befindlichen herrschaftlichen Winter- und Sommer-Saat gedachten Colonisten ohnentgeltlich anzuweisen, auch allda die nötigen Häuser vor sie aufzubauen beschloffen.

Zu deren ungehinderter Emigration ist von Sr. Königl. Majestät in Preußen ein Detachement von 100 Husaren Wernerschen Regiments, nebst 200 vierspännigen Wagen beordert worden, welches den 24. Mai a. c. von Medzna, wo sich das Husaren-Commando und die 200 Wagen versammelt, nach Seiffersdorf unter Kommando des Herrn Lieutnant v. Woersch abgegangen, von da die sämmtliche Colonie mit ihren Habseligkeiten, so sie auf die 200 Wagen geladen, und ihrem Vieh den 25. nach Medzna, von da aber den 26. bis Kielpow gebracht. Bei der Ankunft dieser Leute sind selbige auf Befehl Sr. Durchlaucht, welche ihren Anzug zu Endzien

in Hoher Person mit angesehen, mit benöthigten Lebensmitteln versorget, und in gedachtes Vorwerk, aus welchem vorher alles herrschaftliche Vieh weggeschafft gewesen, vor der Hand und bis zum Bau ihrer künftigen Häuser untergebracht worden; welches zu künftiger Nachricht anhero vermerket.

Pleß, den 27. Mai 1770.

gez. Wienkef.

Friedrich König pp.

Unsern pp. Auf Euren fernerweitigen Bericht vom 15^{ten} huj. wegen des Anzugs einer Anzahl reformirter Einwohner aus dem pohlischen Dorfe Zeibersdorff, und in Verfolg des dieserhalb unterm 20^{ten} dieses Euch gewordenen Resoluti machen wir Euch diejenigen Beneficia und Freyheiten hierdurch bekannt, welche Wir gedachten Emigranten, im Fall selbige herüberziehen, und sich als eine Colonie hier im Lande etabliren, zukommen zu lassen resolvirt, und welche nächstens durch eine besondere Declaration des Edicts d. d. 5. Januar a. c. wegen der Beneficien Freyheiten und Exemption derer in dem Preuß.-Schlesien sich niederlassenden Professionisten und Fabrikanten öffentlich werden publicirt werden, als:

1. Die Freyheit in der Werbung für sich und ihrer Söhne, auch mitgebrachte Knechte.
2. Das freyhe Bauholz zu ihren Wohnungen, oder statt dessen eine proportionirliche Beyhülfe an Gelde.
3. Für jedes Gebäude, so selbige auf wüsten Stellen, oder grünem Rasen erbauen wollen, 8 Rthlr. p. Gebönd.
4. Die Befreyung von der Contribution und Nahrungs-Steuer auf 5 Jahre, falls der Fundus noch nicht contribuable gewesen.
5. Falls die Colonie zusammen bleibt, die Erlaubniß, sich selbst einen Schulzen und die Gerichts-Leute, auch einen Geistlichen ihrer Religion zu halten, und sich eine Kirche zu erbauen, wozu ihnen eine oder 2 Collecten accordirt werden sollen.
6. Denen unter sothaner Zeibersdorff'schen Emigranten befindlichen Häuslern und Professionisten nach Bestand der Art ihres Handwerks, außer der Werbungs-Exemption, eine 5 jährige Nahrungs-Steuer-freyheit und denen, so sich miethsweise niederlassen, eine jährliche Hausmiethe von 2 ry. während der ersten 2 Jahren, ferner diejenigen Professionisten, welche in dem Edict vom 5. Januar c. benannt sind, freyen Vorspann oder Vergütung der Transport-Kosten von der Grenze bis an den Ort ihres sich erwählte Aufenthalts im Lande, und wenn selbige sich in accisbaren Städten etabliren, eine zehnjährige Accise-Bonification à 4 und 2 ry., eine zehnjährige Exemption von allen bürgerlichen Lasten

und endlich 10 *ry.* Douceur für das erste Landes-Kind, so ein dergleichen Fabrikant auslernet. Ihr habt also dieses den Zeibersdorffer Einwohnern und allen, welche Lust bezeigen bei dieser oder anderer Gelegenheit herüber zu kommen und sich nieder zu lassen unter der Hand zu wissen zu fügen, und Euch ferner angelegen seyn zu lassen, deren Anziehung zu bewirken. Wir zweifeln nicht, daß selbige dadurch werden bewogen werden, sich diesseits zu etabliren.

Was die von ihnen begehrten führen zum Transport ihrer Effecten von Zeibersdorff aus anbelangt, so können solche nicht füglich dahin geschickt werden, weil dadurch ein Eclat verursacht, das Vorhaben bemerkt, und mithin verhindert werden möchte. Denen dabei befindlichen Professionisten aber werden, wie vorgedacht, die Transport-Kosten von der Grenze an bis an den Ort ihres zu wählenden Aufenthalts vergütigt, oder nach Befund ihnen Vorspann gegeben werden.

Kennen übrigens mehrerwehnte pohlische Einwohner zu Zeibersdorff und von anderen Orten ihren Übergang in hiesige Lande ohne die verlangte militairische Bedeckung bewerkstellen, müssen wir dergleichen zum Eclat Anlaß gebende Unternehmungen so viel als möglich zu vermeiden suchen, so werden Wir es lieber sehen, und glauben, daß solches, wenn die Emigranten nur das erforderliche Concect unter sich und den bequemsten Zeitpunkt treffen, wegen Nähe der Grenze gar wohl geschehen könne. Sollten selbige aber diesfalls Anstand nehmen, so werden wir die Verfügung treffen, daß ihr Überzug, in so ferne solches auf eine gute Art und ohne Aufsehen geschehen kann, hinlänglich gedeckt werden. Ihr habt daher von dem ferneren diesfälligen Vorgange fordersamst weiteren Bericht zu erstatten.

Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Breslau, 24. April 1770.

Königl. Preuß. Breßl. Krieges- u. Dom.-Cammer.

Allerdurchlauchtigster pp.

Golkowitz, den 15. August 1770.

Der Land-Rath des Pleßer Kreises
stattet den d. d. 6. hujus erfordernten
Bericht, wegen der Colonisten zu
Haltan allerunterthänigst ab.

Euer Königlichen Majestät ermangle nicht auf die allergnädigste
Ordre d. d. 6. hujus allerunterthänigst zu berichten, daß zu Haltan schon

4 Häuser massiv und 2 Häuser von Bindwerk erbaut sind, und werden noch 6 vor Winter fertig werden, und in diese 12 Häuser 24 Familien untergebracht werden. Vor die übrigen läßt der Fürst von Anhalt in dem Vorwerk, so vor ihnen cediret hat, Gelegenheit zu rechte machen, daß sie da überwintern können; zu denen übrigen Häusern, so künftigen Sommer werden gebaut werden, wird man den Winter über die Materialien anführen. E. K. M. bitte ich allerunterthänigst die zu dem versprochenen Vorschuß à 1000 rr. noch fehlende 500 rr. schleunigst assigniren zu lassen, damit wir den Bau mit force poussiren können. Ich habe in meinem unterthänigsten Bericht vom 15. April angezeigt, daß der Fürst von Anhalt das Land zu diesem Etablissement hergeben wollte, und auf diesen Bericht haben E. K. M. d. d. 24. April unter andern Beneficien diesen auch die 8 rr. Gehind allergnädigst accordiret, und dieses ist mit ein Haupt-Punkt gewesen, der sie bewogen hat, herüber zu kommen. Ich hoffe also, daß E. K. M. die allerhöchste Gnade haben und ihnen diese Hülfe assigniren lassen werden, um so mehr, da es sonst unmöglich sein würde, das neue Dorf aufzubauen. Die Colonisten beschäftigen sich jezo mit der Erndte des ihnen von dem Fürsten überlassenen Getreides und haben das ihnen angewiesene Heu glücklich eingebracht. Die Professionisten betreiben ihre Professions, in so weit es die Erndte erlaubt, fleißig. Die Acker werden gleich nach der Erndte unter die Colonisten in gleiche Theile getheilt werden und sie alsdann deren Cultur anfangen. Ich verharre mit schuldigstem Respect.

E. K. M.

gez. v. Ströbenschky.

Wohlgebohrener Herr

Hochgeehrter Herr Regierungsrath.

Seit meinem Exsten habe in der Angelegenheit der neuen Colonisten allhier wenig thun noch auch erfahren können, nachdem aber Ihre Majestät unser König am verronnenen Sonnabend das Lager bezogen, so verfügte mich gleich denselben Tag zu dem Herrn Kriegs-Rath von Kloeber, um zu erfahren, was der Minister bei dem Könige für die Seiffersdorffer aus- gewirkt; da ich aber hier wenig oder gar keine Nachricht erhielt, weil dieser mit Sr. Excellenz noch nicht umständlich gesprochen hatte, so ging ich gleich selbst zu dem Minister, dankte Ihm im Nahmen der Colonisten für die ihnen bereits erzeigte Gnade und empfahl sie zu fernerer Unterstützung, um doch zu hören aus welcher Gegend der Wind wehete, da ich dann aber eine gar große Ähnlichkeit mit unserer gegenwärtigen Witterung fand, die nach lang angehaltener Hitze uns nun einen etwas rauheren Herbst-Frost hat empfinden lassen. Ihre Excellenz waren dann der Meinung, die Seiffers-

dorffler hätten bereits ansehnlichen Bestand erhalten — der König hätte eben keine sehr große Vortheile von ihnen zu hoffen — man hätte jetzt bei Oppeln viele Acker zur Ansiedelung neuer Colonisten ausgelegt, und da würden sie ganz freie Leute sein können, wenn sich einige unter ihnen verpflichten sollten, dorthin zu ziehen. Ich antwortete, daß sie aus dem Grunde mit die dortige Gegend als die bequemste gewählt hätten, weil ihnen solche in Ansehung ihrer Garne, die sie aus Pohlen ziehen müßten, die geeignetste wär; und daß sie sich gänzlich darauf verließen, Ihre Excellenz würde die Hand nicht von ihnen abziehen und ihnen die Beneficien, unter der Bedingung sie herüber gezogen wären, gnädigst in baldiger Erfüllung angeheißen lassen, worauf dann der Minister in sehr gnädigen, doch allgemeinen Ausdrücken versprach, alles mögliche für diese Leute zu thun.

Euer Wohlgeboren sehen daraus, daß die guten Seiffersdorffler nicht nur von Geringen, sondern auch von Großen beneidet werden, doch wohl in ganz verschiedener Absicht. — Unterdessen wird es am besten seyn, diese Äußerungen gänzlich zu ignoriren; sowie ich insbesondere das vollkommene Vertrauen habe, daß alles das, was ich blos zum Besten der Colonisten zu erwehnen mir die Freiheit nehme, auch uns allein zu dieser Absicht werde angewandt werden.

Euer Wohlgeboren ertheilen mir dessen die geneigteste Versicherung; aber auch ohne derselben würde ich nicht die geringste Bedenklichkeit gehabt haben, mich Derenselben als einem durchaus rechtschaffenen Manne ohne Rückhalt anzuvertrauen.

Euer Wohlgeboren werden es ohne Zweifel rathsam finden, gerade durch zu gehen und ohne Scheu die Colonisten das fordern lassen, was ihnen versprochen worden. Der Herr Kriegsrath von Kloeber, der ein rechtschaffener Mann ist, wird selbst bei Sr. Excellenz gelegentlich darauf dringen, daß das Versprochene gehalten werde. Es wird also auch nicht jeder können Ihre Majestät durch Deputirte daran zu erinnern, nur wird es darauf ankommen, daß man den bequemsten Ort wähle. Im Österreichischen wird ohne Zweifel der König keine Bittschristen annehmen, da Er incognito reiset, sonst würde Frostwalde der geeignetste Ort dazu seyn. Ich halte ohnmaßgeblich dafür, daß bei des Königs Retour aus Mähren die Übergabe einer Dank- und Bittschrist von gutem Erfolg seyn werde. Diese aber wird erst den 5^{ten} oder 6^{ten} künftigen Monats geschehen, indem der König versprochen hat, am 7. wieder hier zu seyn. Ich schreibe zu dem Ende mit der heutigen Post nach Neustadt an den Herrn Direktor Schwachten, daß er denen Abgeordneten die nötige Anweisung geben möge, sie müssen zuerst mit ihrer Supplique bei dem Herrn Geheimden Cabinets-Rath Koeyer sich melden und dann von dem vernehmen, ob der König selbst sie sprechen will.

In dieser Absicht wird es nöthig seyn, daß sie von allem instruiert sind, und von allem auch allenfalls davon, erwähnten Herrn Geheimden Rath Nachricht geben können, auf welche Weise die ihnen bereits gesammelten Gelder von ihnen seyn verwandt worden; indem der Herr Kriegs-Rath von Kloeber mir sagte, des Ministers Excellenz hätten sich einmal verlauten lassen, daß sie nicht hoffen wollten, daß die denen Leute dargereichten Gelder von ihnen verthan oder unnütz angewandt werden würden; worauf ich antwortete, daß er gewiß müßte, daß des Fürsten Durchlaucht sie mit Lebensmitteln und denen nöthigsten Bedürfnissen versorgt hätten; und daß ich auch nicht glaubte, daß die Gelder ihnen in die Hände gegeben würden. Euer Wohlgeboren werden nun selbst erachten, ob es etwa nöthig seyn dürfte, durch den Herrn Landrath eine allgemeine Berechnung dessen, was zum Bau bisher verwandt worden, einreichen zu lassen; da aber doch des Fürsten Durchlaucht wohl das Mehrste bei dem Bau wird thun müssen, so weiß ich nicht, ob es wohl rathsam seyn wird, sich mit der Kammer darüber einzulassen. — Ich hoffe, der Himmel wird unsere einheimischen sowohl auch ausländischen Collecten segnen; auf diese Weise wird man dem Verdrusse unerfüllter Versprechungen und anderen Chicanen am sichersten entgehen können. Mit der Haus-Collecte hat es, wie ich höre, seinen Fortgang; allein von der Kirchen-Collecte vernimmt man noch gar nichts; wenigstens ist an das hiesige Consistorium noch nichts desfalls ergangen. Ich habe darum bei des Ministers Excellenz desfalls Erinnerung gethan, welche sich darüber wunderte, daß noch keine Verfügung desfalls geschehen, und mir versprochen, sogleich Nachfrage zu thun. Ist sie noch nicht ausgeschrieben, so ist es mir so viel lieber, weil ich alsdann hoffe, daß meine Bitte an das General-Directorium zu Berlin um bei Ausschreibung dieser Collecte die Ankündigung derselben durch die Prediger besonders empfehlen zu lassen, noch stattfinden werde. Bei unserer hiesigen reformirten Gemeinde habe ich eine ziemlich gute Collecte gehabt, indem bereits 179 Rthlr. gesammelt, und doch von ein und dem andern noch etwas zu erhalten hoffe. Sobald alles beisammen ist, werde es absenden oder selbst mitbringen, und wenn die dem Druck übergebene Vorstellung, davon in meinem Vorigen Erwähnung gethan, fertig ist, so werde auch zur auswärtigen Sammlung nähere Anstalten machen. Ich sehe wohl, daß man solche Sache nicht übertreiben muß, und ich weiß nicht, ob es denen Colonisten nicht noch mehr einbringen würde, wenn ein paar aus ihrem Mittel, mit gehörigen Empfehlungsschreiben versehen, sich selbst auf den Weg machten, außerhalb zu sammeln. — Doch hievon hoffe ich bald die Ehre zu haben mit Euer Wohlgeboren selbst zu sprechen. Ich habe aber doch meine Reise nach Pless, die ich, um denen unwissenden Seiffersdorffern einigen Unterricht zu erteilen, diesmal etwas früher vornehmen, und zu

dem Ende einige Wochen bei ihnen mich aufhalten wollte, jetzt aus verschiedenen Ursachen ausgesetzt. Zuerst weil man vernimmt, daß der König fast den größten Theil Kavallerie zur Verhütung derer in Pohlen grassirenden Seuchen an die Gränzen werden marctiren lassen und ich also die wenigsten in ihren Stand-Quartiren antreffen würde, und dann ist es mir auch eingefallen, daß die Colonisten mit ihren Kindern bei dem fortdauernden guten Wetter sehr eifrig im Bau begriffen seyn werden und es also demahlen nicht die bequemste Zeit seyn dürfte, sie zum Unterricht anzuhalten; ich wünschte demnach, daß Euer Wohlgebohren so geneigt seyn und den Herrn Hof-Prediger Hermes wissen lassen wollten, daß ich meine Reise verschoben hätte, und desfalls näher an ihn schreiben würde. Man sagt hier, der König werde auch nach Cosel gehen, welches, wenn es an dem wäre, denen Abgeordneten noch näher und gelegener sein würde.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn
Euer Wohlgebohren

gehorsamst ergebener Diener

Breslau, den 28. August 1770.

G. Schleyermacher.

Da ich soeben meine Bettel-Briefe von Leipzig zurück erhalte, so nehme ich mir die Freiheit ein paar Derselben beizuschließen. Ich durfte sie hier nicht drucken lassen, ohngeachtet ich nach meinem ersten Concept Vieles ausgestrichen. — Man will selbst nichts geben, und doch schämt man sich auch bei andern zu betteln.

Friedrich König pp.

Da unsern allerhöchste Persohn bey der letzteren Anwesenheit hierselbst allergnädigst befohlen, dahin zu sehen, daß die zum Unterkommen derer ins Land gezogenen fremden Colonisten erforderliche Wohnungen noch in diesem Jahre erbaut werden, so habt Ihr Euch äußerst angelegen seyn zu lassen, den Bau der Colonisten-Wohnung für die Seibersdorffer Familien auf das möglichste zu pressiren, also wozu die jetzige gutte Witterung Zeit und Bequemlichkeit verschafft. Wir wollen mit dem nächsten Eurem Bericht gewärtigen, wie weit dieser Bau avancirt sey, und ob nicht somit Colonisten-Wohnungen, dahero die gute Witterung, wie zu hoffen stehet, lange anhielte, noch vor Eintritt des Winters erbaut, oder wenigstens in Bau genommen werden können? Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Breslau, d. 20. September 1770.

Königl. Preuß. Bresl. Kriegs- u. Dom.-Cammer.

Ein Neisser Kalender aus dem Jahre 1718.

Von

Adolf Kettner, Freiwaldau.

Keine Hütte ist wohl so arm, so aller Kultur bar, daß sich in ihr nicht irgend ein, oft freilich die ganze Bibliothek der Familie bildender Vertreter der vielgestaltigen Kalenderliteratur finden sollte. Den ersten Rang nimmt der wohlbeleibte „Familienkalender“ ein, ein gemütlicher Geselle, welchen die praktische Hausfrau zu ihrem Vertrauten für das laufende Jahr erkoren. Er hat, wie ein Causeur schreibt, den lebenswürdigen Beruf, ebenso dem Angenehmen wie dem Nützlichen im bescheidenen Kreise zu dienen. Auf seinen weißen Blättern werden alle bevorstehenden Familienereignisse, wie Geburts- und Namens-tage mit besonderer Berücksichtigung kinderloser Tanten und gut situierter Paten sorgfältig in Evidenz gehalten und neu eintretende Ereignisse von Belang, wie z. B. das Zahnen des jüngsten Enkelchens, pünktlich registriert. Sie haben ferner als Lokalchronik für interessantere Ereignisse in der nächsten Nachbarschaft zu dienen und versprechen, sich bei Sammlung statistischer Daten von größerem Interesse, wie das plötzliche Aufschlagen der Fleisch- oder Kaffeepreise, gut verwenden zu lassen. Aber auch zu Kontroll-Apparaten für die Mägde des Hauses bezüglich des Konsums von Artikeln, die, wie Holz und Kohle in größeren Mengen eingeschafft und nicht unter strengem Verschuß gehalten werden, eignen sie sich vortrefflich. Endlich leistet der Kalender auch noch als Ratgeber in kritischen Fragen geschätzte Dienste; man konsultiert ihn ebenso in Angelegenheit des Haarschneidens, wie bei geplanten Landparteen, und in konservativen Familien macht er als Wetterprophet den meteorologischen Anstalten noch immer erfolgreiche Konkurrenz. Außer diesem etwas schwerfälligen, jedoch respektablen Freund des altbürgerlichen Hauses, der in der Kalenderhierarchie beiläufig denselben Rang, wie die solide und behäbige Mittelflasse in der sozialen Ordnung einnimmt, gibt es aber auch noch eine andere Spezies, die gleichfalls ihre Freunde hat. Die Jugend, die Lebemänner, die Leute, die viel überflüssige Zeit und die Mittel haben, dieselben nach den Eingebungen ihrer Laune auszufüllen, lieben die flotten Burschen in eleganter Toilette, deren Amt darin besteht, der Projektmacherei Vorschub zu leisten. Wer immer in Verlegenheit ist, wie er sein Programm für die Sommersaison feststellen will, bindet sich nicht früher, ehe er seinen Hausfreund zu Rate gezogen. Und für den „Mann von Welt“, der auf den Parketten der Salons ohne zu straucheln

oder anzustoßen wandeln will, ist er geradezu unentbehrlich. Was sich aber sonst noch als Kalender ausgibt, segelt unter falscher Flagge. Übrigens will er auch gar nicht als Kalender gelten, er sucht nur nach einem anständigen Vorwande, um sich den Eintritt in intime Familienkreise zu erschmeicheln.

Wie nun ein Kalender von heute beschaffen sein muß, um die Ansprüche des Publikums zu befriedigen, wissen die geehrten Leser genugsam, vielleicht interessiert es sie aber, zu erfahren, wie denn in der „guten alten Zeit“ ein Kalender in Hinsicht auf seinen Inhalt ausgesehen, was er seinem Leserkreise zu bieten hatte.

Vor uns liegt nämlich ein Neisser Kalender aus dem Jahre 1718, einer Zeit, die wohl durchaus nicht dem grauen Altertume angehört. Betrachten wir aber den Inhalt des nur 26 Quartblätter zählenden Buches etwas genauer, so werden wir, insbesondere bei vergleichender Behandlung, ein gutes Stück der Denkweise des 18. Jahrhunderts herauslesen können und endlich zu dem Schlusse gelangen, daß das „habent suafata libelli“ ganz besonders auf den Kalender und seine Wandlungen paßt, daß, wenn auch, wie gesagt, das Buch kein Stück graues Altertum repräsentiert, die darin niedergelegten Anschauungen, insonderheit aber die Anforderungen, die man damals an einen Kalender stellte, gar sehr mit denen der Gegenwart kontrastieren.

„Neuer Astrologischer Schreibkalender auff das Jahr nach der Geburt Christi 1718 von 365 tåg mit einem Einkömmllingschein. Darinnen der 7 Planeten Lauff und aus ihren Aspekten die Erwählung und Witterung auch andere natürliche und Menschliche Zufälle gründlich beschrieben und ordentlich zu finden seyn. Nebst einer merk- und denkwürdigen Hungarisch und Türkischen Beschreibung von Anno 1660. Alles zu Nutz und Gebrauch der Lande Schlesien und angrenzenden Ländern an tag gegeben durch Joannem Wenzeslaum Gellmann, Astro. phil. Mathematic und Kayf. gekrönten Poeten“, lautet der Titel des zu „Neßß“ in Schlesien bei Joseph Schlögel gedruckten, recht gut ausgestatteten und, wie schon erwähnt, von einem gekrönten Poeten herausgegebenen Kalenders. Das Titelblatt gibt auch eine Abbildung der Stadt „Neßß“ sowie ihres Patrons, des heil. Jakob, und der schlesischen Landespatronin, der heil. Hedwig.

Die nächste Seite macht uns mit den verschiedenen Zeitrechnungen bekannt; wir erfahren insbesondere auch, daß das Jahr 1718 das 4011 nach der allgemeinen Sündflut gewesen ist.

Das folgende Blatt bringt eine Erklärung der dem Kalendarium beigelegten Zeichen; aus diesem Kalendarium ist nebst der „vermeintlichen

Witterung" auch zu entnehmen, an welchen Tagen „gut lassen“, gut schrepsen“, „gut Haarschneiden“ gewesen ist, des ferneren, vor welchen Tagen man sich als „unglücklichen Tagen“ zu hüten habe. Dazwischen läuft nun die „Continuation der Beschreibung der Türkeneinfall 1660. Eroberung Groß-Waradein von den Türken, ein hochmütiger Brief eines Türkischen Bassa, des Kemeny Janos Erhebung zum Fürsten in Siebenbürgen und Abtretung dessen von Barczay. Verdienter Lohn eines Verräters 1671. Enthauptung des Barczay. Des General-Zeugfeldmeisters Susa Eroberung vier türkischer Schlösser. Einsetzung des Abassi von dem Groß-Türken zum Fürsten in Siebenbürgen und Tod des Kemeny 1662“, mit der uns näher zu beschäftigen nicht im Rahmen dieser Skizze gelegen ist.

In den nächsten Blättern bringt unser Kalendermacher zunächst eine „figur zum Aderlassen“ und „Eine sehr nußbare Aderlastafel auf das ganze Jahr, an welchen Tag gut oder böß zu lassen seyn“. Auf dieses folgt: „Kurze Unterrichtung, was in einer jeden Zusammenfügung, Gegen-schein, Quadrangel, Sechangel, Triangel der Planeten zu thun oder zu lassen sey“, also so eine Art astrologischer Entdeckungen für den Hausgebrauch, welche Entdeckungen wir ganz besonders hervorheben müssen, da sie offenbar den Schwerpunkt des Kalenders bilden. Der Astrophilus, Mathematikus und gekrönte Poet Wenzel Gellmann hat 17 Konstellationen entdeckt, deren Nutzenwendung er seinen Lesern nicht vorenthält und die unter Hinweglassung der astrologischen Zeichen wörtlich lauten:

„1. Ist ein unglückseliger böser Tag, bei welchen einer aus diesen dreyen Aspecten sich gesetzt wird finden, an demselben raise nicht, rede nicht vor Fürsten, Herren und Alten, hüte Dich vor Bauern, Juden und Wuchern, dinge keine Diener, fordere keinen Zins noch Gewinn ein, lasse andere Sachen aufstehen, meide Arzneien.

2. Handle mit Fürsten, Herren und Alten, füge Dich zu Bauern, Wuchern und Geiziegen, dinge Diener, fordere Zins und Gewinn, baue, säe, pflanze, ackere, arbeite in Weinbergen und Baumgarten, grabe Teich, lege den Grund der Gebau, handle mit Blay, magst auch Kugeln gießen.

3. Ein glücklicher Tag, halte Dich zu Edelleuthen, Prälaten, Juristen, Richtern, pflege Rathen, Rechten, füge Dich zu geistlichen Personen, laß die Gesetze und Statuten, brauche Dich aller ehrlichen Sachen, gehe mit König, Fürsten und Obersten, raise.

4. Hüte Dich für König, Fürsten, meyde die Geistlichen, Juristen, Richtern, rechte nicht, doch befeiße Dich der Weisheit und guter freyer Künsten und seye fürsichtig, denn man wird gute Wort geben auß falschen Herzen.

3. Die unglücklichen Tage, meyde Jank, Krieg und was in Kriegssachen gehörig, raise nicht, vermeyde alle Freundschaft, Gesellschaft und Weiberliebe, heyrathe nicht, dinge keine Dienst- noch Ehehalten, mache keinen beständigen Vertrag, Fried und Verbindniß.

6. Richte alles zu, was dienstlich ist, kauf allerlei Waffen, was zum Streit gehörig, handle mit Haupt- und Kriegsleuthen.

7. Un diesen Tagen seynd alle Ding zu vermeyden, allein was man will heimlich und verborgen haben.

8. Diese Tag seynd alle Gesellschaft gut zu thun, mit Königen, fürsten zu reden und bezeugen, Aempter leihen und Hülff zu bieten, Fried-Vertrag, Freundschaft und Verbindniß zu machen.

9. Diese Tag, roth oder schwarz, fliehe in allen Dingen, fange nichts wichtiges an, meyde fürsten, Potentaten, Gewaltige und reiche Leuth.

10. Diß seynd holdseelige Tag zu allen freuden, zu neuen Kleidern und Weibern glücklich und bequem, das Haar butzen, raissen, oder Weiber Liebe pflegen, fröhlich sein, Heyrath und Hochzeit machen, doch daß der Mond nicht in Löwen sey.

11. Diese seynd die Weiber und das Heyrathen zu meiden.

12. Ist gut zu Schreiben, Rechnen, Kauffen, Verkauffen, Bothschafften senden, Poeteneyen, subtilen Gedanken und Künsten sich üben, zu wandern, zu Schul- und Handwerckern Kinder geben, studiren, in der Mathematika sich üben, mit Cantzlern und Kunstreichen Leuthen umbzugehen, ist doch hierinn Vorsichtigkeit vornehmthun.

13. Ein glückseliger Tag zu Herren Geschäft, raissen und Freundschaft suchen.

14. Ein gefährlicher böser Tag, darinn nichts anzufangen ist.

15. Bedeut einen solchen Tag, in welchem rathsam wäre, nicht viel wichtige Sachen vorzunehmen.

16. Ist eine Andeutung, daß gemeiniglich die vorgenommene wichtige Sachen entweder kein oder schlechten Ausgang gewinnen werden.

17. Zeigt, daß man selben Tag fast nichts rechtsschaffenens und ernsthaftes anfangen solle, weilen diesen Tag die bösesten Aspecten einfallen."

Hat Herr Gellmann in dem Vorstehenden seinen Lesern eine Reihe von Klugheits- und Lebensregeln bekannt gemacht, so macht er sie in folgendem mehr im allgemeinen mit seiner „Astrologische Practica, auff das Jahr nach der Gnadenreichen Menschwerdung und Geburt unseres einigen Erlösers und Seeligmachers Jesu Christi, 1718, welches ist ein gemeines Jahr, darinnen dieses Jahres Zustand und Beschaffenheit an Witterung, finsternüssen, Krieg, Krankheiten, Erdfrüchter, und anderen natürlichen und Menschlichen Zuständen zu finden. Aus den mannich-

saltigen Standt, Lauff und Aspecten der Planeten und deren einfließenden Krafft und Würkung in diese untere Welt, mit sonderbahren Fleiß beschrieben und an das Licht gegeben“, vertraut. Wir wollen jedoch unsere Leser mit einer detaillierteren diesfälligen Anführung verschonen, müssen aber von der „Nützliche Erwählungs-Taffel allerhand Ding“ Erwähnung thun. Diese Erwählungstafel besagt, an welchen Tagen „Gut allerley Artzney brauchen — Gut Haar- und Nägelabschneiden — Gut Jagen und in Feuer arbeitthen — Gut Schreyffen und Aderlassen — Gut fischen — Gut Vögel fangen — Gut Kinder entwehnen — Gut Säen, dessen Zeichen roth — Gut Pflantzen, dessen Zeichen schwarz — Gut Brennholz machen — Gut Bauholz fällen.“

Den Schluß des Kalenders bildet die Aufzählung der Jahrmärkte im „Herzogthum Schlesien und vielen anderen angrenzenden Orthen“ und ein Bericht über den Postenlauf, welcher also lautet: „Bericht, wie der Röm. Kayserl. Majest. Ordinari-Posten in Meiß wöchentlich ein- und ablauffen. Lauffen ab Dienstag und Freytag gegen Mittag: In Ober-Schlesien nach Troppau. Cracau und Warschau, Olmütz, Brünn, Wienn in Österreich, Preßburg, Grätz in Steyermark und in Italien. Diese kommen wiederum ein Dienstag und Sambstag. Ingleichen lauffen sie ab Dienstag und Sambstag gegen Mittag auf: Glatz, Praag, Nürnberg, Eitz, Regensburg, Augspurg, Frankfurt am Mayn, Cölln am Rhein, und forders in das Römische Reich, Breslau, Grünberg, Crossen, Frankfurt an der Oder, Berlin, Hamburg, Ambsterdam, auch Leipzig, Cleve. Item über Cüstrin, in vorder und hinter Pommern nach Stargart, in Preußen nach Danzig und Königsberg, in Littauen, Keussen und Moskau. Münsterberg, Frankstein, Schweidnitz, Jauer. Diese kommen wiederum im Dienstag und Freytag.“

Man nennt das 18. Säculum das Jahrhundert der Aufklärung und einer geistigen Wiedergeburt und zum Teile auch mit vollem Rechte. Daß aber diese Aufklärung dringend Not tat, das bezeuget ein gut Teil des Inhaltes unseres Kalenders. Dieser Teil des Buches, das noch dazu bestimmt war, dem Volke in mancherlei Lagen Rat und Auskunft zu geben, bringt ja noch eine Fülle des größten Aberglaubens, wie ihn im vorhergehenden (im 17.) Jahrhunderte ganz besonders der dreißigjährige Krieg mit seinem schier unbeschreiblichen Elende, das er über Land und Leute gebracht, gezeitigt hat; man meinte das Wirken magischer oder übernatürlicher Kräfte allüberall zu schauen, aus dem Laufe der Sterne, die doch nach uralten Gesetzen unbekümmert um uns winzige Menschlein ihre Bahn wandeln, glaubte man der Menschen Schicksal voraussagen und deuten zu können.

Ist es mit Hinblick auf diesen Inhalt des Kalenders nur ein Paradoxon, wenn man behauptet, ein Kalender sei ein Kulturmesser, aus seinem Inhalte lasse sich ein verlässlicher Schluß auf die Kultur des Volkes ziehen.

„Sage mir, wie Dein Kalender ist,
Ich sage Dir, wer Du bist.“

Was den Verkehr in Schlesien zu Anfang des 18. Jahrhunderts betrifft, so muß doch wohl der hartgesottenste Pessimist bekennen, daß es die Gegenwart unendlich besser hat. Damals ein zweimaliger Postenlauf in der Woche, heute verknüpft uns eine zwei-, ja dreimalige Postverbindung täglich mit den Zentren der Reiche, ganz abgesehen von anderen Erleichterungen, die uns hinsichtlich der Verkehrswege die Gegenwart geschaffen.

Wenn sich trotz alledem noch ein Schwärmer finden sollte, der es doch lieber mit der „guten alten Zeit“ hält, so würde ich ihm, falls dies ausführbar wäre, zur Kur lediglich eine Reise von Meisse bis Moskau auf einer Straße und einer Postkutsche des achtzehnten Säkulums andiktieren: es wäre allerdings eine Kur auf Leben und Tod, die aber den unschätzbaren Vorteil bieten würde, dem Kranken, falls er sie eben übersteht, sichere Genesung zu bringen.

Andreasnacht.

(29. November.)

Von

Carl Klings, Schöneberg bei Berlin.

Schloß, Mutter, schloß, ich hale Wacht,
 Ich spinne bis um Mitternacht,
 Ich wil doch sahn, woas werd geschahn,
 „Ebs endlich sol zur Huchzich wan. —“
 Schnurre, Rädel, schnurre!

Und wie der Seeger zwölfe schlug,
 Flink stoand se uf und lief und trug,
 Stalt uf a Tisch a Brut, a Gloas,
 A Kerzenlicht und ging und soaß. —
 Schnurre, Rädel, schnurre.

Der Seeger tickt, der Hulzwurm buhrt,
 De Kusel sturt, de Kusel lurt,
 Und bitt' und batt': „Andres, Andres,
 Derborm dich doch, ich bitt' dich heeß.“ —
 Schnurre, Rädel, schnurre.

„Kumm rei mei Schoß, kumm rei mei Schoß,
 Mei Lichtel briht, kumm und nim Ploß,
 Durt stiht mei Glasel, gih und trink,
 Und o vum Brute iß awing.“
 Schnurre, Rädel, schnurre.

Und leise kinnnt's zur Türe rei,
 Kinnnt faalt wie Eis und schleicht vurbei, —
 Ma hiert kenn Schriet, ma hiert kenn Triet, —
 Und bleibt om Tische stihu und stiht.
 Schnurre, Rädel, schnurre.

„Mei Brait'gam will der sein? Nanu!
 A trinkt ju nech und langt ne zu,
 Und hot kee fleesch, kee Brinkel Haut
 Ûm Õrm und Been. Mei Jess', mir graut!“
 Schnurre, Râdel, schnurre.

Der Monden scheint zum Fenster rei,
 Vier Männer troan an Sorch vurbei,
 Der Knochenmoan om Tische lacht:
 „Kumm, Kusel, kumm zur Huchzichnacht!“ —
 Schnurre, Râdel, schnurre.

Und reckt a Õrm und wil nu gihn
 Und wil de Kusel mit sich ziehn.
 „Hu! — Mutter hilf! Der bise Geist!“
 Und 's Licht giht aus, der soadem reißt.
 Schnurre, Râdel, sch—

Drei Tage loag se starbenskrank
 Und soag Gespenster stundenlang,
 A dritten Tag, ùms Obendrut,
 Koam still der Braitgam, koam der Tud.

— — — — —

Nickelobend.

(5. Dezember.)

Von

Carl Klings, Schöneberg bei Berlin.

I.

Do hott ihr jedes seine Porte
 für hinte Obnd, nu flink und schleißt,
 Und poßt mer uf, doß ihr de Kiele
 Æ nunder uf de Dielen schmeißt.
 Olls uf a Tiesch, — ich biet mirsch aus, —
 Der ale Jusuf giht ùms Haus!“

„De Kuppen kleen wie Mäusgezähnel,
 Lufst ne de Hälfte Zumpeln droan,
 Und kuckt mer ja nech ärint eis Häufel, —
 Ihr hott ju worme Pootschen oan, —
 Und sperrmäult nech und nickt nech ei,
 Sust kinnt der ale Jusuf rei.“

Do pultert's draußen oan de Türe
 Und grunzt und brummelt wie a Bär,
 Und Käten klinkern, Nüsse kloppern, —
 De Kinder gucken hien und här,
 Und lurn und waden grün und blo, —
 Do sticht der ale Jusuf do.

„Ihr Kinder, kinnt ihr baten, baten?
 Und seid ihr fleißich, fulgt ihr gutt?
 Do ies mei Sack, de berfne Rutte, —
 Hot's ärint an Kroop, der nischt ne tut? —
 Ich zieh ihn aus 'em Häufel raus
 Und schlepp ihn ei a Schworzipusch naus.“

De Kinder kriechen ei a Winkel
 Zum Altoar, wu a kees derwischet,
 Und knien und baten: „Vater unser“
 Und „heilger Nickel, tu uns nischt!“
 Der Nickel brummt: „Doas Ding hot Wart!“
 De Mutter fährt ihm um a Boart.

„Woas denkst denn aler, heilger Jusuf?
 Nee, meine Kinder sein ne faul,
 Die schleissen, doß de Finger blutten;
 Steck ihn an Appelgriech eis Maul,
 Und tu 's Christkindel gutt belehr'n,
 Doß ihn recht viel tut eibesch'er'n.“

Do fluschet a, der ale Jusuf,
 Und knippt vum Sacke 's Bündel lus:
 „Do hott ihr Äppel, hott ihr Nüsse
 Und Psaffermammel, kleen und gruß;
 'm Christkind' richt' ich olles aus —“
 Und hulterpulter ies a naus.

II.

Anders woars beim Tubber drummen,
Wie do toat der Nickel kummen.

Pumpert's oan de TÜR: pumpumm,
Spricht de Mutter: „Nickel, kumm,
Kumm, steck' Joslan ei a Sack,
Weil a goar ne fulgen mag.“

Josel oaber, aaltgescheit,
Eacht derzune bluß und schreit:
„Vater unser, der de bist, —
Schmeißt a Nickel uf a Mist,
Schmeißt a ne zu weit,
Dofß a ne verschneit,
Schmeißt a ei a Himmel,
Dofß a ne verschimmelt.“

Spricht de Mutter: „Junge, Junge,
Woas hufst Du fürn luse Jungel!
Woart' och, woart', wie werd Dirsch gihn,
Siehste nech a Nickel stihn!“

Und der Nickel kimmt und kippt ihn
Sachte übersch Knie und schwibbt ihm,
Uhn' a Brinkel zu verblosen,
fünfundzwanzich uf de Hoson.
Endlich, wie a noochgeluffen,
Spricht a: „Pärschel, hie doas Rüttel
Wirschte mer iß dreimol pussen,
Susste — Gnade Goot demm Kittel!
Nochher huppst De dreimol drüber,
Oaber 's setzt — drei Noasenfüber!“

Josel, — denkt amol! — der Krop,
Tutt wie tummb und stumm und tob,
Mag ne pussen, mag ne huppen,
Gitt kenn Diep und fleunt kenn Truppen.

Spricht der Nickel: „Woart', Du Range,
Denkst wull goar, ich focel lange,

Denkst, ich spaße?“ — Und a packt ihn
 Beim Schlafittel flink und sackt ihn
 Ei a Sack und schleppt ihn naus
 Hinger Nubbers Auszughaus,
 Schmeißt ihn ei a Schnie — verdeit! —
 Wu a breits drei Elen leit.

„Siehste, doas ies für Dei Verschel“,
 Brummt a, „su gieht's jedem Pärachel,
 Doas nech uf de Mutter hiert
 Und a Nickelaus nech ihrt.
 Merk Dir doas und fulge nu,
 Übersch Juhr mit Ertrapust
 Kumm ich wieder und sah zu,
 Wie de Dich gebessert huf.“

Wie der Josel doas vernummen,
 fängt a tulle oan zu brummen,
 Rackert a sich ei de Hih,
 Huppt und meckert wie a Zickel:
 „Übersch, — übersch Juhr — do gih,
 Gih ich salber schun für Nickel.“

Im Tal der Jugend.

Erzählung von
 Marie Klerlein.

Was sie erzählte und was ich erlauschte von ihren Lippen und aus ihrer Seele,
 das schrieb ich nieder . . .

I.

Hinaus in den blühenden Sommer! fort in die blaue Weite!
 Vorwärts in die Freiheit! Lustig lärmend sauste der Eilzug
 durch die schlesischen Heimatlande; vorüber an wogenden Saat-
 gefilden, an pfingstbunten Wiesen und Kleeäckern, an goldenen
 Lupinenfeldern, an laubfrischem Gebüsch und sauberen, gärtenreichen Dörfern!
 Er trug mich fort, der lustig lärmende Eilzug, und aus dem Poltern
 und Rasseln seiner Räder klang es unaufhörlich im Dreitakt: „Schön ist die

„Erde! Schön ist die Erde!“ Bei dieser tosenden Melodie kam ich immer näher einem fernen Ziele, dem seit Jahren meine Sehnsucht vergebens zustrebte. Nach den Fluren meiner Kindheit ging die Reise.

Mein heimatfrohes und heimatstolzes Herz schlug in Begeisterung, wenn der Blick über die prächtigen Weiten schweifte, bis hinüber, wo der Vater Zobten, der Schlesiensberg, sein Patriarchenhaupt in den Sonnenglast erhebt. Dann trat ich an das andere Fenster und blickte über die reich- gesegneten Fluren auf das dunkle Band der Wälder, in dessen Schutze der breite, blinkende Heimatsstrom dahin gleitet, der die Kohlen und das Eisen oberschlesischer Erde in die märkischen und pommernschen Niederungen trägt.

Ohlau mit seinen beiden schönen Kirchtürmen und seinem großen, verlockenden Stadtpark lag hinter mir; über die Station Linden hinaus, dem stattlichen Dorfe am Oderwalde, das jeden Sommer von zahllosen Vereinsausflüglern besucht wird, ging die Fahrt weiter, der alten Pfaffenstadt zu. Ich schloß die Augen, müde vom Schauen, und versank in süße Träumerei. Dem Eilzuge voraus schweifte mein Sinn nach dem Reiseziele. Im Geiste sah ich hinter einer fruchtbaren, grünen Anhöhe hervor die Spitze eines Kirchturms ragen. Sie verkündete mir das Tal, in dem ich meine Kindertage verlebte. Lauter und freudiger pochte mein Herz; ungestümer war der Drang, so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Die Anhöhe versank, der Turm stieg höher herauf; ich sah das runde, geschweifte, rote Turmdach mit den sieben Säulen und den Eulen, durch die des Nachts die Eulen ein- und ausflogen; ich sah bereits das graue Turmgemäuer mit den dunklen, offenen Glockenfenstern, und dort auf der Straße gingen Menschen, die ich kannte. Ja, ich kannte sie, wenn ich sie auch viele, viele Jahre lang nicht gesehen hatte, und ich eilte hin und schüttelte ihnen die Hände, als seien sie mir liebe, vertraute Freunde.

Ich habe in der Welt viel Glück und Freundschaft gefunden; ich habe Herzen gewonnen, die mir in unerschütterlicher Treue ergeben sind und mit denen ich lieb und vertraulich reden kann über alles, was meine Seele fühlt und sinnt und denkt. Die Fremde ist mir zur trauten Heimat geworden, die ich nicht vertauschen möchte mit dem Tale, in dem ich geboren ward. Und dennoch zog mich in all den vielen Jahren ein heißes Verlangen, ein namenloses Heimweh, stets dorthin, und wenn ein Mensch mir begegnete, den ich in frühen Jahren schon kannte, der einst mein Schul- und Spielgefährte war, so überwältigte mich immer ein mächtiges Gefühl, als ob er mir Grüße brächte aus dem fernen, märchenhaften, verlorenen Jugendlande.

Weiter, immer weiter, polternd, tosend und rasselnd in einförmigem Takte! Ich träumte und schaute immer abwechselnd, und so verging mir

die Zeit. Schon war ich in Löwen. Noch ein kleines Stück weiter, dann, o dann sah ich dich, mein oberschlesisches Land! Dort in der Nähe muß die Grenze der beiden Regierungsbezirke sein. Mein Herz frohlockte ihm entgegen, dem Lande der weißen Kalksteine und der schwarzen Diamanten, dem Lande der rußigen Arbeit, der Essen und Schlote, der Eisenhämmer und der Schienenwege, dem Lande, das trotz Qualm und Rauch und giftiger Dünste wunderbar reich ist an paradiesischen Fluren und stolzen, kerngefunten Wäldern, dem Lande, in dem ein fleißiges, anspruchloses Volk den Herrgott in zwei Sprachen lobt, dem Lande, dessen heißliebende Tochter ich bin.

Heimatliche Laute berührten mein Ohr. Ich horchte auf, angenehm betroffen. Ein paar neue Fahrgäste waren in Löwen eingestiegen. Eine Großmutter mit ihrer Enkelin. Nicht nur ihr Dialekt, auch ihre Kleidung verriet mir, daß sie dem gleichen Boden entsprossen waren, aus dem auch ich hervorgegangen bin. Solche Spitzenhauben, wie die Großmutter eine trug, sind zwar in weiter Gegend zu finden — von Brieg über Grottkau, Neisse und Neustadt über die österreichische Grenze hinaus, auch bei Oppeln, Falkenberg, Cosel und Ratibor, kurz, überall im deutschen Oberschlesien bis in die Polakei hinein. Aber es gibt doch überall kleine und feine Unterschiede bei diesen Spitzenhauben mit den breiten Bändern, — Unterschiede, die nur eine richtige Oberschlesierin kennt. Jeder Kreis, ich möchte behaupten, jedes Dorf hat seine besondere Art Haube, und auf dem Kopfe der Großmutter saß die Art, die mir heimatisch vertraut war. Das Mädchen trug einen Strohhut mit blauem Bande und vielen Rosen. Das helle, steif gestärkte Kattunkleid besaß einen Schnitt, wie er in meiner Jugendzeit noch nicht Sitte war. Aber so sind heute die Mädchen: sie wollen sich alle gern städtisch kleiden, können jedoch ihr schönes Dörfertum nicht verleugnen. Die fünfzehnjährige Kleine hatte den Hut abgenommen und betrachtete wohlgefällig die großmächtigen Blumen, die ihrer Schöpferin nicht recht gelungen waren, aber eben deshalb das Mädchen mit Stolz und Freude erfüllten. Ländlicher Kunstfinn! Das frische Kindergesicht war von der Sonne gebräunt; die Augen blickten klar und harmlos; die dicken braunen Zöpfe waren flach und unschön zu einem breiten Nest zusammengesteckt. Wie nett und lieblich hätte dieses Köpfchen ausgesehen, wenn die von der Natur gekräuselten Haare lose und gefällig gekrümmt gewesen wären und die Zöpfe herabgehangen hätten! Die Alte hatte gemerkt, daß ich ihren Liebling betrachtete. Sie befeuchtete die Finger mit dem Munde und strich dem Mädchen ein lose gewordenes Lösschen, das neckisch herabhing, aus der Stirn. Ein wunderlicher Geschmack!

„Woas bluß de Buchelsdurfer soan war'n!“ sagte das Mädchen.

„Zu dam Hutte?“ fragte die Großmutter.

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und ergötzte sich in Gedanken an der Überraschung und Verwunderung, die es mit dem neuen Hute daheim erregen würde.

Also aus Buchelsdorf! Ich kenne das Dorf. Es liegt nur eine Stunde von meinem Heimatsorte entfernt.

Mich drängte es, die Leute anzureden, und ich fragte sie, ob sie in Löwen gewesen seien. Ich erhielt eine freundliche und umfangreiche Auskunft. Sie waren bei der Reichert-Mühme zu Besuch gewesen, die als Witwe eines Bahnbeamten in der kleinen Stadt lebte. Mit wahrer Begeisterung erzählten sie gemeinsam von dem herzlichen Empfange, den sie gefunden hatten, und zwischendurch kokettierte die Enkelin so auffällig mit ihrem Hute, daß ich mich gezwungen sah, ein lobendes Wort über seine große Schönheit zu sagen. Von diesem Augenblicke an waren wir Freunde, und als ich dann wieder einmal zu Worte kam, lenkte ich das Gespräch auf Buchelsdorf und andere Dörfer, in denen ich Bescheid wußte. Wiesdorf und Langdorf kannte die Großmutter genau. Als sie noch jünger war, ging sie jedesmal zur Kirme in diese Dörfer, und manchmal auch machte sie den Weg, weil sie den Pfarrer Weiß predigen hören wollte. Dieser Pfarrer war berühmt durch seine Predigten. Ich erinnerte mich noch deutlich an ihn. Auch kannte sie die Freigärtnerstelle, die zuletzt einem gewissen Klischoff gehört hat, jetzt aber nicht mehr existiert, da sie in die Hände des Dominiums kam und von diesem zum Gute geschlagen wurde. Ich hörte ihr mit Spannung zu und ein Schauer der Freude und des Stolzes erfaßte mich, weil sie Gutes vom Klischoff sprach. Sie ahnte ja nicht, daß er mein Vater war.

Eine ganze Geschichte erzählte sie. Ihr Mann, der schon fünf Jahre unter dem Rasen schlief, war einmal mit Brettern nach Wiesdorf gefahren und hatte unterwegs Unglück gehabt. Bei meines Vaters Hause, das dicht an der Straße lag, war ihm ein Rad gebrochen. Ein kleines Mädel, das vor der Thür stand, hatte sogleich seinen Vater gerufen; der Vater war gekommen, hatte tüchtig die Hände zur Hilfe geregt und dem Mädel befohlen, den Pferden eine Handvoll Heu und einen Eimer Wasser zu bringen.

Wie ich zitterte in glückseliger Erregung! Welch eine Wonne war es für mich, aus dem Munde der fremden Frau zu hören, daß mein Vater ein guter Mann mit einem Herzen voller Nächstenliebe gewesen! Ich, sein Kind, habe ihn ja am besten gekannt; ich weiß viel zu erzählen von seinem Edelsinn; in keinem andern Herzen ist die Erinnerung an ihn und seinen Wert so lebendig, wie in dem meinen. Dennoch ward ich nicht müde, der kleinen Geschichte zuzuhören, welche die Frau nach Art gesprächiger Landleute drei- oder viermal wiederholte.

„'s woar zu schoade im da Moan, doß a und a mußte a su risch furt! Mei Ahlder woar zum Begräbnisse miete; 's raante, woas vum Himmel sollen kunnde, ader a ließ siech's nich nahmen, a ging miete.“

In mir wallte es heiß auf; ich mußte die Tränen bekämpfen. Die Worte aus dem Munde der Alten erschienen mir wertvoller und heiliger, als hätte ich sie mit Goldschrift in kostbarem Marmor auf des Vaters Grabe gelesen.

Von meiner Mutter erzählte sie, daß sie nach dem Tode des Mannes recht hinfällig geworden sei und die kleine Wirtschaft verkauft habe. Mit ihrem Mädcl sei sie dann nach Breslau gezogen und habe nichts mehr von sich hören lassen. Sie sei gewiß schon lange tot.

„Schon lange!“ erwiderte ich. „Nur zwei Jahre lebte sie noch.“

Die beiden sahen mich überrascht an. Sie ahnten, was in mir vorging, und das Mädchen fragte: „Gelt oß hä, Sie sein de Tochter?“

„Ja, liebes Kind! Ich bin das Mädcl, das damals den Pferden deines Großvaters Heu und Wasser gebracht hat.“

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Au jeckersch, jeckersch nee, doo hiert's doch goar uff! Und su eene feine Dame sein se gewurn! Wenn Ihn'n Ihre Eldern ikund asu sahn täta! Die medhta siech schiene frän!“

Ich erwiderte, daß ich garnicht so fein sei, wie sie denke, und ich stillte ihre Neugier durch eine kurze Geschichte meiner Erlebnisse. Ich erzählte, wie ich nach dem Tode der Mutter mit einer alten alleinstehenden Tante zusammen gelebt, mir mein Brot durch schwere Arbeit verdient habe, und endlich nach langem Ringen in Lebensverhältnisse gekommen sei, in denen ich mein Glück und meinen Frieden finde. Durch meine kurzen Mitteilungen fühlten sich die zwei nicht ganz befriedigt. Sie hätten wohl noch gern tieferen Einblick in meine Verhältnisse getan, und so richteten sie abwechselnd verschiedene Fragen an mich. Zugleich enthoben sie mich durch ihre Gesprächigkeit von der Pflicht, alle die Fragen zu beantworten. Sie wollten zum Beispiel wissen, ob mir's zuweilen auch recht schlecht ergangen sei in Breslau, und ob ich manchmal mit Gefahren, wie sie in der Großstadt zu befürchten seien, zu kämpfen gehabt hätte. Der Frau fielen ein paar Geschichten ein von jungen Mädchen, die nach Berlin in Stellung gegangen und dort in Unglück und Schande geraten waren. Beide Geschichten wurden mir lang und breit erzählt. Ich hörte nur mit halben Ohren zu und suchte die Erzählerin zu unterbrechen, weil ich gern noch mancherlei von ihr erfahren hätte, was mir interessanter war als die Lebensläufe der beiden Dienstmädchen. Schließlich gelang es mir, das Gespräch wieder in die rechte Richtung zu bringen, und die Frau fragte, ob ich die Gräber meiner Angehörigen besuchen wolle.

„Ja, liebe Frau! Ich reise zu meinem toten Vater. Doch auch Lebende will ich besuchen. Die Sehnsucht nach der Heimat zieht mich hin . . . Eine gewisse Frau Rölle in Wiesdorf kennen sie wohl nicht?“

Doch! sie hatte sie gekannt. Sehr gut sogar. Sie hatte ihr gewissermaßen nahe gestanden im Leben.

Ich erfuhr aus den Reden meiner Begleiterin, daß Frau Rölle schon lange tot sei. Da legte sich draußen ein finsterner Schatten auf die Landschaft, und alle Sonne wich aus meinem Gemüt. Ich hatte gesündigt — mich einer schimpflichen Treulosigkeit schuld gemacht. Ich war untreu geworden einem Versprechen, das ich einer unglücklichen Frau gegeben hatte, über deren Haupte damals die Schatten des Todes schwebten. Mit heiligem Vertrauen auf meine Redlichkeit und Freundschaft hatte sie mir das Versprechen abgenommen. Mein Gewissen erhob eine schwere Anklage gegen mich . . .

Das Leben — das herzlose, grausame Leben! An jedem frühen Morgen trat es vor mich hin, wie ein Sklavenhalter zu seinen Sklaven, und nannte mir eine Reihe von Aufgaben und Pflichten, die bis zur Nacht erfüllt werden mußten. Dann griff es zur Peitsche und drohte mit Schlägen und Hungerstrafe, — und ich fügte mich in die Arbeit und fand keine Zeit, mich viel um die Schicksale anderer zu kümmern, um die sich das Herz gern gekümmert hätte. Bei meiner Ausfahrt aus Breslau hatte mich die Liebe zum Leben wie ein stürmischer Glücksrausch erfaßt; nun überwältigte mich der Haß. Ich haßte das Leben!

Die alte Frau erzählte weiter von dem Weibe, an dem ich zur Verräterin geworden war. Sie berichtete von den letzten Leidenstagen und von dem Sterben der Unglücklichen.

Es sei ihr damals schlecht ergangen; sie habe in den Tagen ihrer Schande und Hinfälligkeit viel gelitten.

„Du ungemachter Suppe hot se gelabt, und wie sie stoarb, woar kens nich bein ihr.“

Sie habe das Armenbegräbnis bekommen; doch der Herr Pfarrer habe eine heilige Messe für sie gelesen, ohne daß jemand sie bestellt habe. Der Herr Pfarrer sei ein seelensguter, barmherziger Mann, der es gut meine mit den Armen.

Ich hatte der Erzählerin mit größter Aufmerksamkeit zugehört; doch meine Erinnerungen begannen zu sprechen, und ich fühlte mich gezwungen, ihnen zu lauschen.

Die Räder der Eisenbahn lärmten und klapperten, und die Frau sprach undeutlich. Und meine Erinnerungen drangen immer tiefer in das Dunkel der Vergangenheit, wie Augen, die aus dem blendenden Lichte des

Tages in ein dunkles Bereich gelangen und sich nur langsam zurecht finden, bis ihnen zuletzt ringsum alles klar und deutlich wird, als ob es ganz licht sei.

Ich hörte, daß Großmutter und Enkelin von Frau Rölles Sohne redeten. Er sei zurückgekommen aus Amerika und habe die Mutter nicht mehr angetroffen. Erst als sie ihre Station erreicht hatten, und beim flüchtigen Abschiednehmen noch immer von dem Amerikaner redeten, kam mir die Wichtigkeit dieser Mitteilung zum Bewußtsein.

„Se war'n ju salber sahn und hieren, woas dar ongegan und uffgespielt hot!“ rief mir die Alte noch zu, als der Zug bereits weiter fuhr.

Auf der nächsten Station steig auch ich aus. Ein schmaler Feldweg führte mich durch Wiesen und Felder hinab ins Dorf. Der Sommer wußte mir nichts mehr zu sagen. Nur zu den Glücklichen redet er von seinen paradiesischen Herrlichkeiten.

Frau Rölles Sohn . . . Auch gegen ihn hatte ich treulos gehandelt . . . Dann dachte ich wieder an Frau Rölles jammervollen Untergang, machte mir bittere Vorwürfe und war unglücklich.

II.

Vor zehn Jahren war es. Mitte Oktober bei der Grummeternte. Ich stand hinten an der Gartenhecke, als ein paar Mägde mit Rechen am Wege vorbeiging und mich fragten, ob ich schon wisse, daß Frau Rölle in der Brennerei so viel Geld gestohlen habe.

Ich fand nicht Zeit, viel zu fragen. Ein Unwetter zog am Himmel auf, und die Mägde spudeten sich, daß sie auf die Wiese kamen. „'s gieht ei de Tausende nuff!“ riefen sie mir im Weitergehen zu.

Ich war betroffen und verwirrt und konnte die Nachricht nicht fassen. Bald wurde mir freier ums Herz. Ich sagte mir, daß jemand einen niederträchtigen Klatsch aufgebracht habe, und ich war überzeugt, daß Frau Rölles Unschuld bald zu Tage kommen werde. Frau Rölle war eines Diebstahls nicht fähig. Das stand in unerschütterlicher Überzeugung bei mir fest. Es gab keine Frau im Dorfe, die redlicher war als sie.

Ich hatte sie lieb. An den Winterabenden kam sie oft zu meinen Eltern. Wenn sie durch das Hoftor oder in die Stube hereintrat, lachte die Freude in mir auf und verhiess mir schöne, unterhaltsame Feierabendstunden. Frau Rölle war anders, wie andere Frauen, die ich kannte. Nie redete sie von schlimmen Geschichten, die im Dorfe geschehen waren — über Männer, die nächtelang im Wirtshause geseffen und das ganze Geld verspielt hatten, über leichtsinnige, faule Mägde, über hoffärtige Bauerntöchter, über bedenkliche Kammerfensterbesuche, über geizige Bauersleute, über verheer-

Kühe und dergleichen Dinge, von denen die Dorfbewohner sich gern unterhielten. Wenn sie strickte, oder uns Äpfel zum Abbacken schneiden half, erzählte sie von alten Zeiten, von ihren Eltern und Großeltern, von der Herrschaft, bei welcher sie einst als junges Mädchen gedient hatte, von der großen Revolution, in welcher die Bauern den gnädigen Herrn vom Dominium erschlagen hätten, wenn ihn nicht eine Magd unter ihr Bett versteckt hätte, und von vielen Personen, Dingen und Begebenheiten aus längst verrauschten Jahren. Wenn sie erzählte, so war das, als seien die alten Leute, die schon längst alle aus der Welt verschwunden waren, wieder lebendig, und als sähe man sie mit Augen und höre sie reden. Frau Rölle war meistens mit guten Menschen zusammen gekommen; von den bösen, die sie kennen gelernt hatte, sprach sie nicht gern. Wenn sie zu uns kam, freute ich mich so sehr, wie zu dem Besuch, den uns manchmal eine wirkliche Tante machte, die mir jedesmal Pfeffernüsse mitbrachte.

Ich ging recht oft zu Frau Rölle, und Sonntags blieb ich manchmal den ganzen Nachmittag bei ihr. Die Zeit wurde mir nicht lang; denn es gab in ihrer Stube so viel Schönes und Merkwürdiges zu sehen, daß ich während meiner ganzen Kinderjahre gar nicht fertig wurde mit dem Beschauen und Betrachten. An den Wänden hingen viele bunte Heiligenbilder, und mitten unter ihnen die Photographie ihres Sohnes, der nach Amerika ausgewandert war. Er hieß Eduard und war ihr einziges Kind. Sein Bild und die Heiligenbilder waren immer mit Kränzen oder losen Blumen und mit Laub und Gräsern geschmückt. Polierte Stühle und Tische gab es bei Frau Rölle nicht. Diese Möbelstücke waren so rauh, wie die Diele, aber auch so blank und weiß geschauert wie diese. Auf der Komode, die stets mit einer weißen Decke belegt war, standen bunte Tassen und allerlei Figuren, sowie ein Nähkasten mit einem Spiegel. Vorn beim Kasten lag ein dickes Gebetbuch. Dieses Buch durfte kein Mensch anrühren; ich auch nicht, und nur wenn Frau Rölle betete, sah ich von weiten, daß sich hübsche Bilder darin befanden. Das allerschönste in Frau Rölles Stube waren die langen Holzbalken an der Decke. Sie waren von Anfang bis zu Ende sauber mit Bildern und gedruckten Geschichten beklebt. Was es dort an den Balken alles zu sehen gab, ist unbeschreiblich. Alle Könige und Königinnen der Welt waren angeklebt, sogar die Mohrenkönige. Daneben gab es Elefanten, Katzen, Walfische und ein Tier, das Skorpion hieß. Auch Jäger und Jagden, Gärtner und Gärten und sehr viele Schlachten erblickte man. Schiffe segelten im Meere, Räuber lauerten am Waldrande auf eine Reiskutsche, schwarze Männer ritten auf wilden Pferden, ein kleiner Junge teilte mit seinem Schwesterchen einen Apfel, der heilige Vater in Rom segnete die Pilger, und ein Nordlicht sah so schreckhaft aus, daß man sich ordentlich

fürchten konnte. Das war immer ein Fest für mich, wenn Frau Rölle im Sommer vor der Thür stand und ich allein in der Stube sein konnte. Da stieg ich auf einen Stuhl und sah mir die schönsten Bilder ganz aus der Nähe an. Ich hatte nur Angst dabei, daß sie herein kommen könnte. Sie litt nicht, daß ich auf den Stuhl trat. Bei ihr mußte alles sehr sauber sein. Sogar die Holzscheite, die in der Kiste hinter dem Ofen lagen, mußten so gerade nebeneinander liegen, wie die Schieferstifte in meiner Federbüchse. Der Ofen war schon halb verfallen; aber wenn er nicht zu heiß war, so hing Frau Rölle eine Decke darüber, so daß man die angebrochenen Kacheln nicht sah. Im Winter roch es in der Stube nach Kienspänen und gebratenen Äpfeln. Am Fenster standen Fuchsien, Pelargonien und eine Meerzwiebel.

Anschauen durfte ich alles, aber nichts anfassen. Sie sagte immer, ich hätte keine gewaschenen Hände. Das sagte sie auch, wenn ich die Hände gewaschen hatte. Jedesmal wenn sie mir eine Sirupschnitte oder einen gebratenen Apfel gab, rief sie bittend: „Aber Mariela, laß mer ock olles stiehn, greif mer nischte nich oan!“

Und dann, in jenem Herbst, als das vernichtende Unglück über sie kam — wie wurde da alles angefaßt! Der Schulze kam, der Gemeindevote, der Gensdarm, die Dorfschöffen, der Müller und andere Menschen, und alle rumorten in der Stube herum, so daß Frau Rölle geschimpft und geweint hätte, wenn sie zu Hause gewesen wäre. Sie durchwühlte die Schubladen der Komode; die hübschen Figuren fielen um und zerbrachen; sie warfen die Betten auf den Fußboden, rissen den Strohsack heraus, schleuderten die Holzscheite aus dem Kasten, nahmen die Bilder von den Wänden, zerschlugen die angebrochenen Kacheln und griffen mit den Händen in den Ofen, so daß der Ruß in der Stube herumflog; sie kratzten alle angeklebten Bilder von den Balken ab und hoben locker gewordene Dielen heraus. In Frau Rölles Stube sah es aus wie in einem Lumpenschuppen. Sie aber wußte nichts davon. Sie war in der Stadt und saß dort — wie die Leute sagten — im Loche bei den Spitzbuben und Betrügnern.

Das Geld, welches sie dem Brenner gestohlen haben sollte, wurde nicht gefunden. Ich hätte dem Schulzen, dem Gemeindevoten, dem Gensdarmen und allen den anderen, die nach dem Gelde suchten, sagen können, daß sie nichts finden würden. Ich hätte ihnen sagen können, daß Frau Rölle kein Geld stiehlt, und ich sagte es auch; doch sie hörten nicht auf mich und sie jagten mich hinaus, weil ich ihnen im Wege herum lief. Ich weinte und betete, und mir kam die Erkenntnis, daß die Menschen, die ich für sehr klug gehalten hatte, sehr dumm waren. Sie kannten ja Frau Rölle so gut wie ich, und da hätten sie doch wissen müssen, daß sie das Geld nicht gestohlen hatte.

Ich wundere mich noch heut, daß ich damals so ruhig blieb. Wenn meine Mutter in jener Zeit mit jemanden sprach, wurden schnell ihre Augen feucht, und ich sah Tränen auf ihren Wangen. Manchmal auch weinte sie abends beim Beten, und ich wußte dann, daß sie an die eingesperrte Freundin dachte. Ich hatte Frau Rölle von Herzen lieb, doch entsinne ich mich nicht, ein tiefes anhaltendes Mitleid für sie empfunden zu haben. Vielleicht fehlte dem jungen Gemüte die Kraft dazu. Daß es ihm an Verständnis gefehlt, kann ich nicht annehmen; denn ich stellte mir recht oft vor, wie die arme Frau in einem Loch saß, das so eng und finster, wie unsere schwarze Kammer war, in der das Fleisch geräuchert wurde. Ich sah sie auf dem Schemel sitzen, und sah, wie ein grober Mann — so grob wie unser Gensdarm — ihre Thür öffnete, Wasser und Brot brachte und auf sie schimpfte. Ein solches Loch war auch in unserem Spritzenhause. Dort sperrte der Gemeindebote die fremden Stromer und die Zigeuner hinein, und wenn er ihnen Wasser und Brot brachte, schimpfte er auch jedesmal. Die Kinder hörten es oft. Ohne Erregung, ohne Mitgefühl, gelassen und gleichmütig, nur aus Neugierde und Interesse, vergegenwärtigte ich mir die Lage der Gefangenen. Wenn ich mir heut über jenen Zustand Rechenschaft ablegen will, so gelange ich zu dem Ergebnis, daß in der unerfahrenen Mädchenseele ein unerschütterlicher Glaube an den Sieg der Gerechtigkeit und alles Guten lebte. Ich wußte mit Bestimmtheit, daß Frau Rölle unschuldig war, und mithin konnte ich sie nicht bemitleiden, da sich ja ihre Unschuld bald herausstellen mußte. Wenn mir auch Zweifel aufgestiegen waren an der Klugheit der Männer, die in unserem Dorfe zu befehlen hatten, so glaubte ich doch an die Klugheit der großen Herren, die in der Stadt am Gericht waren. Ein ungewisses Gefühl sagte mir, daß Frau Rölle für den Schimpf und für das erlittene Unrecht durch große Ehren und vielleicht durch viel Geld entschädigt werden würde.

Frau Rölle kam nach Hause. Sie war kaum wieder zu erkennen, so elend sah sie aus. Während der drei Wochen, die sie im Gefängnis zugebracht hatte, war sie, wie meine Mutter sagte, um mindestens zehn Jahre älter geworden. Sie besuchte uns bald am ersten Tage. Mir kam ihr Aussehen so verändert und fremd war, daß ich mich kaum getraute, mit ihr zu reden. Sie redete von der Verwüstung in ihrer Stube, und öfters sprach sie die Worte: „O Goot, o Goot, wu hoa ich mer doas verdient!“ und: „Mei Junge, mei Junge!“

Ich ging nicht mehr zu ihr ins Stübchen. Alte, franke Leute, die das Lachen verlernt haben, werden von Kindern nicht gern aufgesucht. Sie war auch immer so ganz verstört und sie sprach von ihrer Schande, so daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte.

Dieses traurige Verhältniß währte nur wenige Wochen. Wir — meine Mutter und ich — bereiteten uns damals zum Fortzuge nach Breslau vor. Die Hoffnung der Mutter, daß sie eher als der Vater aus der Welt scheiden werde, hatte sich nicht erfüllt. Er, der immer viel gesünder als die Mutter gewesen war, schlief seit Jahresfrist auf dem Kirchhofe. Gern wäre die Mutter daheim in unserem Dörfchen geblieben, gern hätte sie das theuere Grab gepflegt und sich in dessen Nähe die eigene Ruhestätte bereiten lassen, doch sie war so schwach und kränklich, daß sie sich der ländlichen Arbeit nicht mehr widmen konnte und deshalb die kleine Wirtschaft verkaufen mußte. Da war ihr die Aufforderung der Schwester, sich mit mir in Breslau niederzulassen, sehr erwünscht gekommen. Sie hatte schon immer den Wunsch ausgesprochen, daß ich etwas ordentliches lernen solle, und da sich hierzu auf dem Lande keine Gelegenheit bot, ließ sie sich um meinetwillen den Abschied von der Heimat nicht gar so schwer fallen. Eine große Beruhigung für sie war es, daß sie einige hundert Taler Geld besaß. Sie war so glücklich gewesen, daß ihr die Gutsheerrschaft für das Häuschen und den Acker einen Preis zahlte, den kein anderer Käufer hätte zahlen können. Die Herrschaft aber war froh, daß sie das Anwesen, an dem mein Vater trotz aller verlockenden Angebote fest gehalten hatte, eroberte; denn der Acker lag inmitten des Dominalbesitzes und unser Garten grenzte an den Schloßpark.

Meiner Mutter tat es weh, ihre Freundin verlassen zu müssen, die gerade damals unter dem furchtbaren Geschick unsäglich litt. Es war ein Scheiden, bei dem viele Tränen flossen. Meine Augen blieben trocken, weil mir verheißungsvoll ein neues Leben winkte. Meine Phantasie malte sich die Welt, in die ich nun gelangen sollte, mit blühenden, märchenhaften Farben aus. Ich lebte bei dem Gedanken an das viele Geld, welches meine Mutter vom Herrn Grafen erhalten hatte, in dem Wahne, daß wir reich seien, und daß ich in der großen wunderschönen Stadt mit den hohen Häusern und den vielen Kirchen bald eine feine junge Dame sein werde. Mit allerlei überschwenglichen Glücksträumen in der Seele fuhr ich mit meiner Mutter im Eisenbahnzug zur Tante.

An Frau Rölle dachte ich recht oft zurück, doch immer ohne Besorgnis. Ich wußte ja, daß sie schuldlos war, und glaubte daher, daß ihr die Menschen nichts anhaben können. Ganz überflüssiger Weise hatte sie mich beim Abschiednehmen gebeten, nichts Schlimmes von ihr zu denken. „Mariela“, hatte sie gesagt, „gellock ha, Du gleebs't's, und Du wirf't's immer gleecha, doß ich's nich genumma hoal . . .“ So weit reichte damals mein Verstand noch nicht, daß auch schuldlose Menschen oft vernichtet werden von der Wucht eines Verdachtes, und daß sie dem Elend, der unverdienten Schande, ja sogar dem Tode verfallen.

Im Herzen meiner Mutter ging es anders zu als in meinem. Es war voller Kummer für die leidende Freundin, und kein Tag verging, ohne daß sie von ihr sprach, von ihr erzählte. Aus ihren Worten klang dann ein inniges Mitgefühl und ein heiliger Zorn. Der Zorn richtete sich gegen die schlechte Welt, in der, wie sie sagte, die besten Menschen unter die Räder kommen, die schlechten aber im Wagen sitzen. Dieses Bild von dem rollenden Wagen, der mit lustigen, übermütigen und grundschtlichen Menschen gefüllt ist, und dessen Räder zermalmend hinwegrollen über die zuckenden Leiber der Guten und Gerechten, bildete den Kernpunkt ihrer Weltanschauung. Ihrer Ansicht nach ging es beisspiellos ungerecht auf Erden zu, und sie meinte, daß wir alle verzweifeln müßten, wenn es nicht in jenem anderen Leben eine gerechte Vergeltung gäbe. Den Ungerechten machte sie zum Vorwurf, daß sie sich fälschlich für die wahren Kinder Gottes hielten und von ihren Mitmenschen sagten, der Himmel halte Gericht über sie. Manchmal auch verglich sie die Menschen mit den Hasen und den Jägern. Wer in Frieden leben wolle und ein gutes, verträgliches Gemüt habe, gehöre zu den Hasen. Ein solcher armer Schlucker müsse immer darauf gefaßt sein, daß unfriedliche Nachbarn Jagd auf ihn machen und ihn mit Hunden hegen.

In der Tante besaß sie eine gute Zuhörerin. Jeden Abend und manchmal auch nachmittags saßen die beiden Frauen einander gegenüber, strickend und plaudernd. Die Unterhaltung bewegte sich sprunghaft auf wunderlichen Bahnen. Von einem neumodischen Hute, den eine von ihnen auf dem Kopfe einer feinen Dame gesehen hatte, flog sie ohne merkliche Veranlassung über Länder und Meere hinweg zu den schwarzen Heiden, die wieder einmal einen frommen Missionar erschlagen hatten; auch strebte sie mutwillig aus der irdischen Sphäre hinaus in das geheimnisvolle Reich, aus dem die Gespenster kommen, die nachts in unserem Hausflur und oben unter dem Dache den Dienstmädchen Todesangst bereiteten. Immer jedoch, wo sie auch in der realen oder überfinnlichen Welt umherspringen mochte, kehrte sie zurück zu Frau Rölle und deren Schicksalsgeschichte. Die Tante nahm so regen Anteil an dem Thema, als sei sie mit der alten, fern in Oberschlesien lebenden Frau befreundet. Gern berichtete meine Mutter über die letzten Gespräche vor dem Scheiden. So erzählte sie auch einen Vorgang, der sich bei unserer Abfahrt von der Heimat auf der Straße ereignet hatte. Der Wagen stand vor dem Hause, beladen mit den Möbeln, den Betten und den übrigen Habseligkeiten, die wir mit nach Breslau nehmen wollten. Die Mutter saß neben dem Kutscher; ich hatte mich in den Betten eingenistet. Der Kutscher wollte bereits losfahren, da kam Frau Rölle des Weges daher, und wir erkannten, daß sie uns ein letztes Lebewohl sagen wollte.

Hurtig wie ein junges Mädchen trippelte sie herbei, und sah doch so krank und elend aus, als sei bald ihr letzter Tag zu erwarten.

Erschöpft vom schnellen Gehen, keuchend und nach Atem ringend, stand sie am Wagen. Sie überreichte mir einen Zettel. Das sei die Adresse ihres Sohnes. Von mir verlange sie einen großen Dienst. Ich sei noch jung, und ich werde es gewiß noch erleben, daß ihre Unschuld an den Tag komme. Sie werde dann schon gestorben sein, meine Mutter vielleicht auch. Wenn sie tot sein werde, müsse ich gleich ihrem Sohne in Amerika schreiben und ihm erzählen, daß die Menschen schreckliches Unrecht an ihr begangen hätten. Sie habe alle Tage darüber nachgedacht, wie es sein werde nach ihrem Tode. Da wisse sie, daß ihr Sohn, wenn er lange Zeit keinen Brief von ihr bekommen, an den Schulzen schreiben, und daß der Schulze dann antworten werde, sie sei eine schlechte Frau gewesen und habe Geld gestohlen. Dieser Gedanke sei für sie das allerschrecklichste auf der Welt. Sie verlasse sich darauf, daß ich nach ihrem Tode an den Sohn schreibe . . . Noch ein paar Händedrucke erfolgten, und dann trug der Wagen uns fort — fort aus der Heimat.

So hatte meine Mutter im Gespräch mit der Tante die letzten Minuten des Abschiedes geschildert, und ich erinnere mich dunkel, daß es so gewesen ist.

Mein Versprechen, das ich leichtthin gegeben hatte, mag wohl für die unglückselige Frau der größte und reichste Trost in ihren letzten Leidens-tagen gewesen sein. Meine Seele war befleckt mit schwarzer Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Oberschlesien im Oktober 1904.

Von
B. B.

Börse und Handel. — Oberschlesischer Kohlenversand. Kohlenreichtum Oberschlesiens und die Bohrlöcher bei Paruschowitz, in Knurow und Dorothea 1 bei Zabrze. Erfindung des für den Bergbau wichtigen Apparates „Mitnehmer“. Die Kastellengrube. Gräfin Lauragrube. — Oberschlesischer Eisenmarkt, Vereinigte Königs- und Laurahütte, Donnersmarckhütte, Redenhütte, Bismarckhütte. — Salzbergbau in Oberschlesien. — 79. Plenarsitzung der Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln. — Odereschiffahrt, Coseler Hafen. Neue Oderbrücke in Ratibor. Regulierung der freiwaldauer Biele im Kreise Neisse. — Bahnbau Lamsdorf—Friedland—Steinau—Zülz. Bahnbau Polnisch-Neukirch—Bauerwitz. Motorwagenverkehr zwischen Miedowitz—Beuthen. Schlesische Kleinbahn-Aktiengesellschaft. — Landwirtschaftliches. Arbeiterkolonie Hohendorf. Molkereigenossenschaft Schwientochlowitz. Zuckerfabrik Groß-Peterwitz. — Geflügel- und Kaninchenausstellung in Kreuzburg O.-S. Förderung der Geflügelzucht. — Bienenzucht. Bienenwirtschaftliche Ausstellung in Krappitz. — Neue Kirchen in Schomberg, Ruda, Königshütte, Boischow, Neustadt O.-S. Neue 32klassige Volksschule in Beuthen O.-S. Kirchenjubiläum in Kosmütz und Sohrau O.-S. — 9. Generalversammlung katholischer Lehrer Oberschlesiens in Zabrze. — Kommunales. Geplanter Bismarckturm in Bismarckhütte. — Spielfursus in Bismarckhütte. Oberschlesische Volksunterhaltung. — Jubiläum der Gerichtsorganisation und Richterjubiläen. — Aus der Gesellschaft.

Börse und Handel zeigten im allgemeinen im Oktober eine ruhige und zuversichtliche Haltung. Wenn auch die Geschäftstätigkeit noch manches zu wünschen übrig ließ, so zeigte sich auf dem Gesamtmarkt doch meist ein frischer Zug. Kohlenwerte lagen anfangs noch schwerfällig, aber später besserte sich der Kohlenmarkt, der Absatz stieg. In Eisenaktien vollzogen sich größere Preissteigerungen, so

stiegen Laurahütte um $1\frac{1}{2}\%$. In der zweiten Monatshälfte wirkten die günstigen Nachrichten über den Stand der internationalen Verbandsverhandlungen in der Eisenindustrie auf den Markt der Hüttenwerke ermunternd. Ein Moment, das die Börsen deswegen beeinflusste, weil große Schichten des Publikums davon berührt wurden, bildete die Aufwärtsbewegung der südafrikanischen Goldminenaktien in London. Die gute Haltung des Geschäfts zeigte sich deutlich am Markte der leitenden Bank- und Industriewerte. Die Niederlagen der russischen Waffen in Ostasien machten entschieden einen ungünstigen Eindruck auf Börse und Handel; sie bewirkten, daß die russischen Werte an den Börsen Einbuße erlitten. Der russische Angriff auf englische Fischerboote in der Nordsee bildete einige Tage hindurch den Hauptgesprächsstoff an den Börsen; man mußte infolge der Kriegsdrohungen in der englischen Presse annehmen, daß der eigentümliche Vorfall nicht ohne Folgen bleiben werde. Aber eine ernste Beunruhigung zeigte unsere Börse nicht, denn bald war man der bestimmten Erwartung, daß der unerquickliche Zwischenfall eine friedliche Erledigung finden werde. Auf dem Geldmarkte lagen die Verhältnisse nicht besonders günstig. Für tägliches Geld wurden 4 bis $4\frac{1}{2}\%$ bezahlt; zu diesen Sätzen wurden auch über Ultimo genommene und Anfang Oktober fällig gewordene Gelder prolongiert.

Der oberschlesische Kohlenversand betrug im Oktober 152 500 Doppelwaggons, im Vorjahre betrug er 18 000 Doppelwaggons mehr. Täglich wurden im Durchschnitt 5865 Doppelwaggons gefördert. Seit Jahresanfang beläuft sich der Kohlenversand auf 1 454 153 Doppelwaggons, d. i. rund 20 000 weniger als im vorigen Jahre. — Recht interessante Angaben über den Kohlenreichtum Oberschlesiens enthalten die auf Veranlassung des Handelsministers darüber angestellten Ermittlungen, welcher Kohlenvorrat nach den bis jetzt erfolgten Aufschlüssen und nach der heutigen Kenntnis der in Betracht kommenden geognostischen Aufschlüsse und der auf dieselben begründeten hinreichend zuverlässigen Schätzungen in den verschiedenen Steinkohlenbecken des Staates vorhanden sei. Die Vorräte belaufen sich nach den Ermittlungen auf 53 Milliarden Tonnen, die noch für 800—1000 Jahre ausreichen, wenn die Förderung allmählich langsam steigt. Oberschlesien hat bis zu 1000 m Tiefe einen Kohlenvorrat von 45 847 Millionen Tonnen, die noch für 700 Jahre reichen werden. Oberschlesien hat eine Menge übereinander gehäufte mächtiger Flöze, wie sie sonst nirgends auf Erden vorkommt. Die gewaltige Mächtigkeit der Formation, welche im Westen des oberschlesischen Industriebezirks etwa 5000 m Sandstein und Schiefer umfaßt, wird dadurch bedeutsam, daß es überall bauwürdige Flöze gibt. Bemerkenswert ist auch das Vorhandensein der „Sattelflöze“, von denen je zwei niemals unter 5—6 m, im

Durchschnitt 10—12 m und lokal 16—18 m Mächtigkeit reiner Steinkohle erreichen. Auch die Zahl der Flöze übertrifft die der westfälischen und englischen. In dem bei Paruschowitz bis 2 km Tiefe gestoßen tiefsten Bohrloch der Welt sind unter 70 von 210—1180 m durchbohrten Flözen 26 über 1 m mächtig; die über 1 m mächtigen Flöze enthalten zusammen 63 m Kohle. Noch reichere Schätze verrät das Bohrloch bei Knurow, das zwischen 318 und 1171 m Tiefe 69,3 m Kohle durchstoßen hat; das Verhältnis ist hier noch günstiger, da 10 m Kohle auf 100 m Gestein fallen; im ganzen sind 63 Flöze angetroffen worden. Am günstigsten ist das Verhältnis in einem bei Jabrze gestoßenen Bohrloche Dorothea I; zwischen 252 und 675 m wurden hier unter 55 Flözen 16 von über 1 m Mächtigkeit gemessen. Diese mächtigeren Flöze ergaben allein 44,8 m Kohle, was auf 425 m gesamte Mächtigkeit das obere Verhältnis noch übertrifft. Diese hohen Mächtigkeitsziffern gelten nur für Gebiete, in denen Sattelflöze vorhanden sind, die in erreichbarer Tiefe liegen. — Eine für den Bergbau äußerst wichtige Erfindung hat der Maschinen-aufseher Jöllner von der Königsgrube gemacht; er hat einen Apparat konstruiert, der dazu dient, die Förderwagen an den verschiedenen Förderseilen in der Grube so zu befestigen, daß sie von den Seilen an ihren jeweiligen Bestimmungsort gezogen werden können. Dieser Apparat heißt „Mitnehmer“. Die maschinelle Förderung in der Grube bildet den Hauptbestandteil des ganzen Betriebes, und man richtet schon seit längerer Zeit sein Augenmerk auf ihre möglichste Vereinfachung und Verbilligung. Der Mitnehmer ist ein durchaus einfacher Apparat, der absolut sicher funktioniert; die älteren Konstruktionen hatten verschiedene Mängel, welche Unfälle zur Folge hatten. Die meisten obereschlesischen Bergwerke machen mit dem Mitnehmer Versuche und sollen die Absicht haben, den neuen Apparat allgemein einzuführen. — Auf der jungen Kastellengogrube des Grafen Ballestrem nimmt der Grubenbetrieb beständig an Umfang zu; es wird dort bereits aus 3 mächtigen Flözen gefördert, täglich 11 000—15 000 Zentner, die Kohle ist von vorzüglicher Beschaffenheit. — Die Gräfin Lauragrube hat auf dem Bahnschacht am Chorzower Bahnhofe eine zweite geräumige Maschinenanlage im Rohbau fertiggestellt, die Montierung der Kessel schreitet tüchtig vorwärts, so daß die Anlage in allernächster Zeit in Betrieb kommen und die alte, nicht mehr zureichende Maschinenanlage unterstützen wird.

Der obereschlesische Eisenmarkt hat die Hoffnung auf ein belebtes Herbstgeschäft noch nicht verwirklicht; aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen könnte man schon damit zufrieden sein, den Arbeitsstand auf der Höhe der Vorwochen halten zu können. Den obereschlesischen Werken

kommt es in Zeiten, wie den augenblicklichen, sehr zu statten, daß sie während der letzten besseren Konjunktur, als das Inland starken Zuspruch zeigte, den Absatz und die Verbindungen mit dem Auslande nicht vernachlässigt haben. Bedauerlich ist aber, daß die obereschlesischen Werke von der einheimischen Verfeinerungs-Industrie verhältnismäßig nur gering unterstützt werden; die bestehenden Etablissements dieser Art (Maschinenfabriken, Konstruktionswerkstätten, Kleineisenzeugwerke u. s. w.) können sich mit den Verhältnissen in Rheinland-Westfalen in keiner Weise messen. Doch sollen die angestrebten Interessengemeinschaften auch die Einführung und Ausdehnung der Verfeinerungsbetriebe bezwecken; Friedenshütte liiert sich mit der Vereinigten Königs- und Laurahütte, Huldshinsky-Werke verhandeln mit Donnersmarchhütte, die Bethlen-Jalvahütte in Schwientochlowitz soll der Interessengemeinschaft Bismarckhütte-Oberschlesische Eisenindustrie-Aktiengesellschaft angegliedert werden. Die Oberschlesier betonen, daß sie bei den jetzigen Preisen kaum ihre Rechnung finden, weil Oberschlesien im Durchschnitt die zersplittertesten Aufträge erhält. Die Aufträge auf Groß- und Feinbleche gehen aus Handelskreisen langsam ein, weil man erst das Schicksal der Verbände abwarten will; auch nötigen die kurz bemessenen Lieferfristen nicht zu großen Käufen. Die Stahlgießereien und Eisenkonstruktionswerkstätten sind relativ gut besetzt, doch sind die Preise wenig befriedigend. Die Maschinenfabriken und Kesselschmieden sind gegen die Vorjahre weit besser beschäftigt. Der obereschlesische Walzwerksverband beschloß, das letzte Produktionsquantum des 4. Quartals zu 135 bis 157½ Mark frankogrundpreis mit 2½—5 Mark pro Tonne Kampfunterpreis für das gemeinsame inländische Konkurrenzgebiet abzusetzen. — Der langjährige Leiter der „Vereinigten Königs- und Laurahütte“, Geheimer Bergrat Junghann, hat sich, wie bereits in der Umschau des vorigen Monats gemeldet wurde, endgültig entschlossen, sein Amt niederzulegen. Geheimrat Junghann hat das größte obereschlesische Werk fast ein Menschenalter durch gute und böse Zeiten mit Geschick und Umsicht geführt und sich um die Entwicklung desselben große Verdienste erworben; das beweisen die dortigen neuesten Vervollkommnungen, z. B. Stahlwerk, Hochofen, Dubenskogrube. Er hat sich aber auch um die ganze obereschlesische Industrie verdient gemacht; man denke nur an seine Mitwirkung bei der Bildung des Stahlverbandes. Gelegentlich der Zentenarfeier der Königs- und Laurahütte wurden die Verdienste des Geheimrat Junghann in gebührender Weise gefeiert und anerkannt. Zu seinem Nachfolger ist der Geheime Bergrat Ewald Hilger in Saarbrücken ernannt worden, ein energischer und zielbewußter Führer eines großen fiskalischen

Bergwerksbesitzes, der mit Oberschlesiens Industrie sehr vertraut ist. Er hat als Oberbergrat und Leiter der Zentralverwaltung in Zabrze den Grund gelegt zu der teils schon durchgeführten und teils noch in der Erschließung begriffenen Ausdehnung des fiskalischen Bergbaues in Bielschowitz und Knurow. Hilgers Scheiden aus Oberschlesien wurde seinerzeit sehr bedauert, besonders auch von den Gemeinden Zabrze und Zabrze; Zabrze verdankt ihm u. a. das Gymnasium und hat zu seiner Ehrung einen Platz nach ihm benannt. Bei dem schweren Unglück auf der Borsig'schen Grube Ludwigsglück fuhr Hilger selbst ein und erwies sich als ein geschulter und erprobter Helfer, dem man damals die Verhütung noch größeren Schadens verdankte. Er tritt seine neue Stelle am 1. Januar 1905 an und wird in dem jetzt der Vereinigten Königs- und Laurahütte gehörigen Schlosse Siemianowik wohnen. — Die Donnersmarkhütte hat ihren Röhrengießereibetrieb verbessert, indem sie einen sogenannten „Eisenmischapparat“ zwecks Gewinnung des für den Rohrguß bestimmten flüssigen Eisens errichten ließ. Das flüssige Roheisen wird vor dem Guß in diesen Apparat in einer 300 Zentner schweren Pfanne vorgefahren und mit der in der Gießerei geronnenen Flüssigkeit verarbeitet. Dieses Verfahren bewährt sich sehr vorteilhaft; die früher durch „Blasen“ entstandenen „Wracks“ treten jetzt gar nicht mehr in Erscheinung. Auch sollen die jetzigen Röhre viel widerstandsfähiger sein und einen bedeutend stärkeren Druck vertragen als die früheren. Die Donnersmarkhütte läßt in Klein-Zabrze die Schlackenhalde auf der Haldestraße abtragen, um Platz zum Bau von Arbeiterwohnhäusern zu gewinnen; dort soll eine große Arbeiterkolonie mit geräumigen und gesunden Wohnungen errichtet werden. — Die Verwaltung der Redenhütte beschäftigt sich seit längerer Zeit mit der Herstellung von elektrisch geschweißten Petroleumsfässern. Diese Fabrikation steht in Oberschlesien konkurrenzlos da und findet in der Petroleumindustrie reiche Verwendung; die Nachfrage wird immer größer, so daß die Redenhütte zuweilen Überstunden einlegen muß. — Das Borsigwerk errichtet ein neues Kettenwalzwerk; dieses steht bereits unter Dach, mit den inneren betrieblichen Einrichtungen ist auch schon begonnen worden. — Die Bismarckhütte erzielte für das abgelaufene Geschäftsjahr 1903/04 einen Überschuß von 1 159 422 Mark; davon sind bereits die Tantiemen und Abschreibungen in Höhe von 660 000 Mark vorweg gekürzt. Es ist eine Dividende von 16 % zur Verteilung gebracht und ein Betrag von 27 545 Mark auf neue Rechnung vorgetragen worden. Über die derzeitige Lage und die Zukunftsaussichten äußert sich die Direktion wie folgt: Der erfreuliche Aufschwung, den das Geschäft in Handelseisen, besonders infolge der Bildung des Deutschen Stahlwerksverbandes, Gruppe A, genommen

hatte, läßt seit einiger Zeit wieder nach, da die erhoffte weitere Ausgestaltung dieser großen Organisation in Gruppe B (Walzeisen, Bleche und andere Fertigprodukte) noch mancherlei Schwierigkeiten begegnet. Wir sind auf längere Zeit mit Aufträgen zu angemessenen Preisen besetzt und hoffen, daß es uns gelingen wird, auch im laufenden Geschäftsjahre mit unseren erprobten Betriebs-Einrichtungen und bei der Mannigfaltigkeit unserer Betriebe eine entsprechende Rente zu erzielen, wenn nicht unvorhergesehene Umstände hindernd dazwischen treten.

Alle Freunde unseres lieben obererschlesischen Gaues wird es interessieren, auch etwas vom Salzbergbau in Oberschlesien zu hören. Dem Königlichen Bergfiskus ist das Bergwerkseigentum in dem Felde der Gemarkung Rowin, Sczeykowitz, Gottartowitz und im Gutsbezirk Forst Rybnik (im Kreise Rybnik) unter dem Namen „Salz Sohrau 5“ zur Gewinnung des in dem Felde vorkommenden Steinsalzes nebst den mit demselben auf der nämlichen Lagerstätte vorkommenden Salzen verliehen worden.

Die Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln hielt am 31. Oktober d. J. in Oppeln die 79. Plenarsitzung unter dem Vorsitz des Kaufmanns Louis Grünfeld-Beuthen O.-S. ab. Regierungsrat Kielburger wohnte der Sitzung als Vertreter der Regierung bei. Es gelangten die wichtigsten Tagesfragen in Bezug auf den Handel zur Erörterung. U. a. wurde der Beitritt der Handelskammer zum Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein erwogen, die endgültige Beschlussfassung darüber wurde verschoben. Der Schlesische Provinzialverein für Fluß- und Kanalschiffahrt hatte der Handelskammer von seiner Eingabe an das Haus der Abgeordneten, betreffend den Gesetzentwurf über die Herstellung und den Ausbau der Wasserstraßen, Kenntnis gegeben. Über den Stand der Sache berichtete Syndikus Dr. Nasse der Kammer, wobei er ausführte, daß die Frage des Sicherheitshafens in Oppeln eine recht bedauerliche sei, weil die Stadt die auf sie entfallenden Kosten mit 400 000 Mark nicht aufbringen bzw. übernehmen wolle, obgleich das Geld zweifellos in absehbarer Zeit sich verzinsen würde. Den Abgeordneten Dr. Volk, Graf Praschma und Graf Strachwitz dankte er für die eifrige Förderung der Frage des Wasserweges; alles, was hierin bisher erreicht wurde, ist hauptsächlich ihren Bemühungen zu danken. Auch Generaldirektor Williger wies auf die Wichtigkeit der Ausgestaltung des Oppelner Umschlaghafens hin.⁶ Es wurde beschlossen, daß der geschäftsführende Ausschuß die Angelegenheit von neuem aufnehmen und möglichst fördern soll. Die bisherigen Mitglieder zum Bezirkseisenbahnrat wurden wiedergewählt, nämlich Kaufmann und Handelsrichter L. Grünfeld-Beuthen O.-S. und Generaldirektor Hochgesand-Jabrze, ebenso deren Stellvertreter General-

direktor Justizrat Bitta-Neudeck und Syndikus Dr. Nasse-Oppeln. Bankdirektor Landsberger-Beuthen O. S. berichtete über die Beratungen auf die Anfrage des Regierungspräsidenten betr. Ausprägung von Dreimarkstücken. Die Handelskammer konnte die Notwendigkeit der Einführung eines Dreimarkstückes nicht anerkennen, vorausgesetzt, daß Fünfmarkstücke in genügender Anzahl vorhanden sind und eine vermehrte Ausprägung von Ein- und Zweimarkstücken erfolgt. Syndikus Dr. Nasse trug die von den Ältesten der Kaufmannschaft angeregte Reform des Wechselprotestes in folgender Fassung vor: 1. Das gegenwärtige Protestverfahren soll vereinfacht und insbesondere der Protest nicht in eine besondere Urkunde aufgenommen, sondern auf den Wechsel selbst oder eine Allonge gesetzt werden. 2. An Stelle des Protestes durch einen Notar oder Gerichtsbeamten soll der Postprotest fakultativ zugelassen werden, wofür allerdings notwendige Voraussetzung sei, daß der Staat die Haftung für Versehen der Postbeamten übernehme. 3. Bei Inlandswechseln soll an Stelle des Protestes durch einen Notar, Gerichts- oder Postbeamten der Privatprotest fakultativ zugelassen werden. Die Kammer erkannte die Notwendigkeit einer Vereinfachung des Prozeßverfahrens an und beschloß die Annahme der Vorlage. ferner beschloß die Kammer die Teilnahme an der Bildung eines Fonds für notleidende Schiffer und bewilligte für diesen Zweck 50 Mark aus Mitteln der Kammer.

Die Lage der *Oderschiffahrt* wurde auch im Oktober noch nicht günstig. Zwar erhob sich der Wasserstand bei zeitweilig regnerischer Witterung vorübergehend ein wenig, aber zufriedenstellend war er nicht, so daß von einer regelmäßigen Schifffahrt nicht die Rede sein konnte; die leicht beladenen Kähne wurden durch tiefgehende Fahrzeuge häufig aufgehalten. Der geringe Wasserstand der Oder und die Stockung der Schifffahrt machte sich im vergangenen Vierteljahre im Güterumschlag des *Coseler Hafens* außergewöhnlich fühlbar. Zu normalen Zeiten wird mit allen Umschlagsvorrichtungen Tag und Nacht gearbeitet, während des abgelaufenen Quartals aber waren nur einzelne Umladevorrichtungen bei Tage vorübergehend in Tätigkeit. Der Güterumschlag betrug von der Eisenbahn zu Schiff nur 5600 t gegen 478 000 t, vom Schiff zur Eisenbahn nur 13 000 t gegen 251 000 t desselben Zeitraumes im vorigen Jahre. Es ist ein drittes Hafenbecken in Aussicht genommen, wofür die erste Baurate schon 1905 flüssig gemacht werden soll. Man plant sogar die Aushebung eines vierten Hafenbeckens. Auch sollen zwei neue Kohlenkipper angelegt werden. — Am 2. Oktober wurde die neue *Oderbrücke* in *Ratibor* dem Fußgängerverkehr übergeben; aus diesem Anlaß war die Brücke reich mit Guirlanden und Flaggen geschmückt; im Tarif ist eine

Gebühr von 2 Pf. für die Person festgesetzt. — Die Regulierung der freiwaldauer Biele im Kreise Neisse schreitet vorwärts. Bekanntlich hat die freiwaldauer Biele bei dem Hochwasser im Jahre 1905 große Verheerungen angerichtet. Infolge der Veränderungen durch das vorjährige Hochwasser mußte der Ausbau des Flußbettes von Ziegenhals bis Deutsch-Wette an mehreren Stellen eine Abänderung erfahren. Das Flußbett selbst ist an einzelnen Stellen schon ausgebaut worden; die geplanten Änderungen des ursprünglichen Entwurfes sind höheren Orts genehmigt worden, so daß mit den Wasserbauten im zeitigen Frühjahr 1905 begonnen werden könnte.

Die Vorbereitungen für den Bahnbau Lamsdorf—Friedland—Steinau—Zülz, der als Kleinbahn in einer Länge von 28 km geplant ist, sind durch einen von Interessenten aufgestellten Finanzierungsplan gefördert worden. Die Gesamtbaukosten sind mit $1\frac{1}{4}$ Million Mark veranschlagt worden. Diese Summe soll derart aufgebracht werden, daß die Kreise Falkenberg und Neustadt ein Viertel mit 312500 Mark durch Aktienerwerb beitragen, daß die Provinz in gleicher Höhe das zweite Viertel als Darlehn hergibt und zu den $5\frac{3}{4}\%$ Zinsen aus ihren Mitteln $1\frac{1}{4}\%$ zuschießt, der Staat das dritte Viertel und die firma Lenz & Co. das letzte Viertel übernehmen. Auf die beiden Kreise Falkenberg und Neustadt sollen die ihnen gemeinsam zufallenden Lasten in dem Verhältnis der in ihren Bezirken liegenden Bahnstrecken verteilt werden. Zwecks Ankaufs des zum Bahnbau Polnisch-Neufirch—Bauerwitz erforderlichen Grund und Bodens bereifte eine Kommission die in Betracht kommenden Ortschaften. Die Station Chrost ist von Gnadenfeld 2 km entfernt, sie kann aus technischen Gründen nicht näher gerückt werden; der neue Zufuhrweg von Gnadenfeld nach dieser Station ist schon angelegt und größtenteils auch bereits befestigt. Einem langjährigen Bedürfnis wird dadurch entsprochen werden, daß zwei Motowagen zwischen Niechowitz und Beuthen den Personenverkehr besorgen werden; jedes Fahrzeug faßt 16 Personen, der Fahrpreis wird für eine Tour 25 Pf. betragen. Seit dem 1. Oktober verkehrt zwischen Kandrzin und Ratibor ein um $7\frac{3}{4}$ Uhr früh in Ratibor eintreffender Personenzug, der von großem Vorteil für die Bevölkerung, besonders auch für die auswärtigen, die Schule in Ratibor besuchenden Kinder ist. Die Schlesische Kleinbahn-Aktiengesellschaft hat vom 1. Januar bis 30. September d. J. eine Gesamteinnahme von 1493501,77 Mark zu verzeichnen, 170546,11 Mark mehr als in der gleichen Zeit im Vorjahre.

Die Landwirtschaft hatte vollauf zu tun. Kartoffeln, Runkelrüben, Erdrüben und Möhren wurden aus der Erde entnommen und

gegen Winterfrost in Sicherheit gebracht. Die von diesen Früchten befreiten Felder wurden zur Frühjahrsgetreidebestellung vorbereitet, teilweise auch noch mit Winterweizen bestellt, der solche Spätsaat in milden Lagen sich gefallen läßt. Wo im nächsten Jahre Runkelrüben bestellt werden sollen, wurde möglichst tief gepflügt, Grünmais wurde geschnitten, aufgestellt, nach und nach vom Felde geholt verfüttert; wer mehr Mais geerntet hat, als er verfüttern konnte, der hat den klein geschnittenen Mais in einer entsprechenden Grube untergebracht und sich dadurch eine Reserve gegen Futternot verschafft. Ein botanisches Phänomen konnte man an der Dobrau-Krappitzer Chaussee bewundern; in der Nähe der Ortschaft Stöblau stand ein Roggenfeld in voller Blüte. Bei der Roggenernte im Juli fielen Körner aus, die aufgegangen sind und zwar so dicht wie nach einer regelrechten Saat; die Halme erreichten eine Länge von mehr als 1 m. Das Rittergut Woiska I und II im Kreise Gleiwitz ist in den Besitz des Domainenfiskus übergegangen, der bisherige Besitzer Schulz ist auf dem Gute als Pächter verblieben; mit diesem Kauf sind jetzt die Güter Jawada, Kottlischowitz und Woiska im Besitz des königlichen Domainenfiskus. Der Schlesische Provinzialverein für ländliche Arbeiterkolonien unterhält in Oberschlesien die Arbeiterkolonie Hohendorf bei Lamsdorf. Der Jahresbericht des Vereins für die Zeit vom 1. Juli 1903 bis Ende Juni 1904 hebt hervor, daß der Ausbau der Kolonie wieder bedeutend gefördert worden ist. Am 19. März d. J. wurde der Grundstein zu einem massiven Viehstall gelegt und der Bau selbst nach wenigen Monaten vollendet. ferner wurde ein anstoßendes Stück Land von 0,75 ha gekauft; 3,75 ha wurden in Pacht genommen, die später voraussichtlich erworben werden. Auch eine Windmühle wurde für 900 Mark erstanden und von Kolonisten sowohl abgebrochen als auch wieder aufgestellt. Der Gesundheitszustand der Kolonisten war ein guter, die führung derselben befriedigend. Während der Wintermonate war stets überreichliche Anfrage um Aufnahme, so daß viele Petenten wegen Überfüllung abgewiesen werden mußten; bei wärmerer Witterung wurde der Bestand geringer. Die Ernte war im ganzen gut. Der Viehbestand betrug am Ende des Berichtsjahres 4 Pferde, 2 Bullen, 15 Ochsen, 12 Kühe, 15 Stück Jungvieh, 8 Kälber, 1 Eber, 16 Schweine, 64 Ferkel. Während des Winters wurde fleißig an der Anfertigung von Holzschuhen und Pantinen gearbeitet; von letzteren wurden nach Deckung des eigenen Bedarfs noch für 758 Mark verkauft. Der Verkauf von Sirup war ein zufriedenstellender. Die Kolonie wurde am 2. Januar 1902 eröffnet; seit dieser Zeit haben 1772 hilfesuchende arbeitslose Männer in der Anstalt Aufnahme gefunden. — Einen erfreulichen Aufschwung hat die Molkereigenossenschaft, und G. m. u. H. Schwientochlowitz genommen. Bei der vom

Vorsitzenden des Aufsichtsrates, Grafen von Wengersky, geleiteten Generalversammlung erstattete der Vorsitzende des Vorstandes, Gutsächter Burgund-Urbanowicz, den Geschäftsbericht für die Zeit vom 1. Juli 1903 bis Ende Juni 1904. Es wurden rund $3\frac{3}{4}$ Millionen Liter Milch eingeliefert, also im Durchschnitt 10518 Liter täglich. Die Milch hatte einen Durchschnittsfettgehalt von 2,94 %. Für ein Liter wurden durchschnittlich 11,39 Pf. ausgezahlt. Die Einnahmen auf Gewinn- und Verlustkonto betrugen 116 662,58 Mark, die Ausgaben 114 264,06 Mark, der Reingewinn 2398,52 Mark; von dem letzteren wurden 10 % dem Reservefonds überwiesen. Der Geschäftsbetrieb erstreckt sich auf vier Läden in Schwientochlowitz, zwei in Kattowitz, je einen in Lipine, Bismarckhütte und Königshütte, außerdem besorgen 19 Wagen den Kleinverkauf im Industriebezirk. Der Zugang an Genossen betrug drei, es sind dies Graf Alfred von Strachwitz auf Schimischow, Rittergutsbesitzer Hegenscheidt-Jawisc und die Gräfinlich Larisch von Mönich'sche Gutsverwaltung Bluszcza. Die Molkerei ist in der Lage, täglich 20 000 Liter Milch abzusetzen. Zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats wurde Ökonomierat Strohl-Poppellau gewählt, ferner die Errichtung eines Beamten- und Arbeiterwohnhauses auf dem neu erworbenen Grundstück gegenüber der Molkerei genehmigt. Molkereidirektor Ewerenz hielt einen Vortrag über den Geschäftsbetrieb des Milchviehkontrollvereins Schwientochlowitz. — Nach dem Geschäftsbericht der landwirtschaftlichen Zuckersfabrik Groß-Peterwitz, Aktiengesellschaft, für die Kampagne 1903/04 war das finanzielle Resultat kein recht erfreuliches. Zwar war die Ausbeute an Rohzucker hoch, aber es konnte wegen der geringen Zuckerpreise, die gegen das Vorjahr um 40 Pfennig pro Zentner zurückgegangen waren, keine Dividende gezahlt werden. Die Kampagne begann am 13. Oktober und endete am 3. Dezember 1903. Es gelangten 269 400 Zentner zur Verarbeitung; die Dauer der Verarbeitung betrug $42\frac{1}{2}$ Tage, es wurden also täglich rund 6339 Zentner Rüben verarbeitet. Erzielt wurden 29 012,40 Zentner fester Zucker, 5588 Zentner Melasse, 166 251 Zentner Schnitzel und 22 350 Zentner Scheidekalk. Der Preis belief sich auf 85,03 Pfennig für den Zentner Rüben einschließlich der Spesen.

Vom 1. bis 3. Oktober fand eine allgemeine Geflügel- und Kaninchenausstellung in Kreuzburg O.S. statt. Gasthausbesitzer Adolf Kamml in Radzionkau erhielt für seine ausgestellten Minorcas die silberne Medaille. Lehrer Max Kirschner in Colonnowska O.S. stellte 20 Rassekaninchen aus, vom kleinsten Farbenkaninchen bis zum größten belgischen Riesen; er erhielt für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kaninchenzucht den ersten Preis, die silberne Medaille, den Ehrenpreis,

die bronzene Medaille und das Ehrendiplom. Zur Förderung der Geflügelzucht hat die Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien den technischen Hilfsarbeiter Dr. Brase mit der Aufgabe betraut, alle die Geflügelzucht betreffenden Angelegenheiten zu bearbeiten, als Wanderlehrer Vorträge über landwirtschaftliche Nutzgeflügelzucht zu halten, als Instruktor mündlich und schriftlich sachverständigen Rat zu erteilen und eine eingehende Besichtigung der Geflügelbestände, Ställe und sonstigen Einrichtungen auf Wunsch der die Geflügelzucht treibenden Landwirte oder deren Frauen vorzunehmen. Geflügelzuchtinspektor Dr. Brase steht kostenlos zur Verfügung.

Die Bienenzüchter hatten die Stöcke bei vollgeöffnetem Flugloch warm zu halten, vor kalter Zugluft durch Blenden vor den Fluglöchern wie auch gegen Mäuse und schädliche Vögel zu schützen. Der Bienenzuchtverein Krappitz feierte am 9. und 10. Oktober sein Stiftungsfest und verband damit eine bienenwirtschaftliche Ausstellung, die den Besuchern ein Bild der Biene und ihrer Zucht gab. Die Bienenzucht muß in Oberschlesien noch viel mehr an Ausdehnung gewinnen und Allgemeingut werden.

Oberschlesien wird an schönen und größeren öffentlichen Bauwerken immer reicher, deren wir hier Erwähnung tun wollen; bildet doch jedes öffentliche Bauwerk größeren Umfanges ein Denkmal seiner Zeit, das Jahrhunderte überdauert. Nachdem bereits im September die neue Herz-Jesu-Kirche in Schomberg geweiht worden war, wurde am 3. Oktober die St. Josephskirche in Ruda durch den Erzpriester Korus-Eintrachthütte geweiht. Am 14. Oktober wurde die neu erbaute Kirche in Boischow, Kreis Pleß, durch Erzpriester Stohr in Mokrau feierlich eingeweiht. Am 16. Oktober wurde der Grundstein zur neuen St. Josephskirche im Stadtteil Pniaki zu Königshütte gelegt, Geistlicher Rat Lukaszczyk weihte den Grundstein. Am 3. Oktober vollzog General-superintendent Nottebohm-Breslau die Weihe der neuen evangelischen Christuskirche in Neustadt O.-S. Aus diesem Anlasse schenkte die Kaiserin der neuen Kirche eine prachtvolle Altarbibel mit eigenhändiger Widmung. Am 11. Oktober wurde in Beuthen O.-S. die neue 32 klassige Volksschule V feierlich eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben; das Gebäude ist ein herrlicher, der Stadt zur Zierde gereichender Bau. Jedes größere Bauwerk ist ein Beweis für die Leistungsfähigkeit des Baugewerbes und die Tüchtigkeit unserer oberschlesischen Meister und Gesellen. Das 100 jährige Kirchenjubiläum beging die Gemeinde Kosmütz im Kreise Ratibor Sonntag am 16. Oktober. Der eigentliche Stifter der Kosmützer Kirche war P. Florian Hein mit seinen Brüdern Ignaz und Johann; die Grundsteinlegung erfolgte am 10. Juli 1802, die feierliche

Benediktion am 14. Oktober 1804. Auch die evangelische Kirche in Sohrau O.-S. beging am 22. Oktober ein Jubiläum; an diesem Tage waren 50 Jahre verflossen, daß diese Kirche zu ihrem gottesdienstlichen Zweck eingeweiht worden ist.

Der Bezirksverband katholischer Lehrer Oberschlesiens hielt am 22. Oktober seine 9. Gauversammlung in Zabrze ab. Maczenski-Zabrze hielt einen Vortrag über das Thema: „Welche praktische folgerungen für die Erziehung ergeben sich aus der Herbartischen Philosophie, und in welchem Verhältnisse stehen sie zum christlichen Standpunkte?“ Die Versammlung beschloß, auf die Tagesordnung der nächsten Gauversammlung die Frage der Pflichtstundenzahl zu setzen. Großes Interesse erregte die Vorführung eines Universalgerätes, das als Wandtafel, Kartenhalter, Lese- und Rechenmaschine u. s. w. verwendet werden kann. Den Verhandlungen folgte ein Festabend, der durch Konzertstücke, Massen- und Einzelgesänge, allgemeine Lieder und Reden ausgefüllt wurde.

Von den Ereignissen auf kommunalem Gebiete sei zunächst hervorgehoben, daß am 13. Oktober die Einführung des zum zweiten Bürgermeister von Kattowitz gewählten früheren Staatsanwalts Neugebauer und des zum besoldeten Stadtrat gewählten früheren Gerichtsassessors Dr. Friedel stattfand. Die zu diesem Zwecke einberufene Stadtverordnetenversammlung war von sämtlichen Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten besucht und wurde vom Stadtverordnetenvorsitzer Sanitätsrat Dr. Berliner geleitet. Erster Bürgermeister Pohlmann verpflichtete die beiden Herren zu ihrem neuen Amte; Sanitätsrat Dr. Berliner begrüßte sie im Namen der Stadtverordneten und der Bürgerschaft. An die Sitzung schloß sich ein gemütlicher Bierabend. Zum Bürgermeister von Bauerwitz wurde Steuer supernumerar Alfred Reich aus Kattowitz gewählt. Am 8. Oktober feierte Bürgermeister Nerlich in Sohrau O.-S. die Silberhochzeit, aus welchem Anlasse ihm die gesamte Bürgerschaft mancherlei Ehrungen erwies. Seit dem 15. Oktober ist im Gemeindebezirk Bobref ein Wochenmarkt eingeführt, der jeden Donnerstag und, wenn auf diesen Tag ein Feiertag fällt, an dem vorangehenden Werkstage abgehalten wird. In Bismarckhütte soll zwecks Wasserversorgung der Gemeinden Bismarckhütte und Schwientochlowitz ein Hochbehälter errichtet werden. Nun ist die Anregung erfolgt, diesen Hochbehälter zu einem Bismarkturm auszubauen, was von vielen Seiten freudig begrüßt wird. Die Kosten für den Hochbehälter sind auf 110 000 Mark veranschlagt; die Mehrkosten für den Ausbau zum Bismarkturm würden verhältnismäßig geringe sein.

Die Jugend- und Volksspiele erfahren in Oberschlesien eine beständige Förderung. In der Zeit vom 2. bis 8. Oktober fand in

Bismarckhütte wieder ein Lehrgang zur Ausbildung von Lehrern, Lehrerinnen und Spielinteressenten in der Leitung von Jugend- und Volksspielen statt.

Der Volksunterhaltung in Oberschlesien wird von den vielen dazu berufenen Seiten das größte Augenmerk zugewendet. Die Auskunftsstelle für oberschlesische Volksunterhaltung in Oppeln hat den Leitern von Volksunterhaltungs- und Elternabenden einen Bericht über die Tätigkeit bis zum 1. Oktober d. J. zugehen lassen. Die Wirksamkeit hat sich besonders erstreckt auf Feststellung, in welchen Orten und durch wen in Oberschlesien solche Abende veranstaltet worden sind, ferner auf Sammlung von Programmen zur Zusammenstellung, Sammlung von Anleitungen, Theaterstücken, Gesangsvorträgen u. s. w., auch auf Erledigung zahlreicher Ersuchen um Überlassung von Material, Erteilung von Auskünften und Beantwortung von Anfragen über die Ziele der Auskunftsstelle. Eine wesentliche Erleichterung wird den Leitern von Volksunterhaltungs- und Elternabenden durch die von der Auskunftsstelle beschlossenen Herausgabe eines Buches geboten werden, welches die Berichte über die bisherigen Erfolge und Erfahrungen bei diesen Veranstaltungen, sowie eine reichhaltige Mustersammlung von Programmen enthalten soll. Bei der Zusammenstellung der Musterprogramme wird namentlich Wert darauf gelegt werden, daß jeden Abend eine einheitliche Grundstimmung durchzieht, da nur Volksunterhaltungsabende, deren Programme unter Berücksichtigung einer solchen, wohlbedacht ausgewählt worden sind, für die ernste und schwere Arbeit der geistigen und sittlichen Hebung des Volkes wirklichen Nutzen mit sich bringen. Man wirkt mit allen Mitteln dahin, daß tunlichst an sämtlichen oberschlesischen Orten Volksunterhaltungsabende veranstaltet werden. Bis jetzt ist dies im Oppelner Bezirke in 10 Kreisen (Beuthen, Gleiwitz, Tarnowitz, Zabrze, Kattowitz, Ratibor, Pleß, Lublinitz, Rybnik und Kreuzburg), insgesamt an 126 Orten geschehen. Die Leiter der Veranstaltungen sind meistens Volksschullehrer. Auch im Oktober wurden an mehreren Orten Volksunterhaltungs- oder Elternabende veranstaltet, so in Zaborze, Kattowitz, Oberslagiewnik.

Eine außerordentlich hohe Ehre wurde der Schützengilde in Oppeln zu teil. Bei dem diesjährigen Königsschießen errang der damalige Hotelbesitzer Skrzypczyk für den Kaiser die Schützenkönigswürde, Sr. Majestät hat die Königswürde angenommen und ihre Abzeichen dem Herrn Skrzypczyk überwiesen.

Am 1. Oktober war das 25jährige Jubiläum der Gerichtsreorganisation. Dieses Ereignis im Justizwesen wurde auch in Oberschlesien von den Gerichtsbeamten würdig gefeiert. In Ratibor z. B. vereinigten sich die Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Assessoren

und Referendare des dortigen Land- und Amtsgerichts, etwa 40 Herren, in Glusa's Weinhandlung, um das Jubiläum der Gerichtsreorganisation und das von 8 Kollegen, des Landgerichtspräsidenten Lindenberg, der Landgerichtsräte Pickart, Gonde, Kluczny, Semplich und Möcke und der Amtsgerichtsräte Fülle und Proßen zu feiern. Die Herren Pickart und Gonde wurden am 1. Oktober 1879 zu Land- bezw. Amtsgerichtsräten ernannt, die andern 6 Herren zu Amtsrichtern; überdies feierten die Herren Pickart, Möcke und Fülle ihr 25 jähriges Ortsjubiläum. Landgerichtspräsident Lindenberg warf in einer Ansprache einen Rückblick auf die verflossenen 25 Jahre in Bezug auf die Rechtspflege. In Königshütte feierten die Richter des Amtsgerichts das Jubiläum durch ein Festessen, die mittleren Beamten durch einen Kommers im Hotel „Graf Reden“. Amtsgerichtsrat Thiele in Ziegenhals wirkt dort als Richter 25 Jahre; sein Jubiläum wurde durch einen allgemeinen Kommers im Bergkellersaale und durch ein Festessen im Juppebade gefeiert. Der Justizminister hat die Genehmigung zur Abhaltung von Gerichtstagen in Pilschowitz genehmigt; der erste Gerichtstag fand am 3. Oktober in den oberen Räumen des Hotels Weidner statt.

Von den Ereignissen, welche die Gesellschaft Oberschlesiens betreffen, ist zu berichten: Dem Generallandschafts-Repräsentanten für Oberschlesien Grafen von Bethusy-Huc auf Deschowitz ist der Kronenorden 3. Klasse Allerhöchst verliehen worden, dem Generaldirektor Kommerzienrat Wilhelm Kollmann in Bismarckhütte der Rote Adlerorden 3. Klasse, dem Eisenbahnbetriebssekretär Joseph Mücke in Ratibor der Kronenorden 4. Klasse, ebenso dem Hauptlehrer und Organisten Friedrich Wolff in Kreuzenort, Kreis Ratibor; der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern dem Hauptlehrer und Organisten August Materne in Konkau, Kreis Pleß, dem Lehrer und Organisten Polykarp Rothkegel in Bischofswalde, Kreis Neisse, dem Lehrer und Organisten Franz Czekir in Grodisko, Kreis Groß-Strehlitz, und dem Lehrer Karl Nowak in Großschnellendorf, Kreis Falkenberg; das Kreuz des Allgemeinen Ehrenzeichens dem Oberwachtmeister Ziebold in Neisse. Aus Anlaß des Geburtstages der Kaiserin erhielten die Rote Kreuzmedaille 3. Klasse die Damen Frau Regierungspräsident Holz in Oppeln, Frau Landrat Sydow in Falkenberg O.S. und Frau Bürgermeister a. D. Hernisch in Friedland O.S. Ein seltenes Jubiläum feierte die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins in Rybnik, Frau von Knappstädt, die nunmehr 25 Jahre dem Vorstande dieses Vereins, die letzten 6 Jahre als Vorsitzende, angehört und während dieser Zeit eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hat. Seminardirektor Wilhelm Bock in Kreuzburg O.S.

welcher den beurlaubten Geheimen Regierungs- und Schulrat Kupfer in Oppeln durch mehrere Monate vertreten hat, wurde zum Regierungs- und Schulrat ernannt und der Regierung in Bromberg überwiesen; Kreisschulinspektor Menschig in Beuthen O.-S. wurde zum Regierungs- und Schulrat bei der Königlichen Regierung in Oppeln ernannt. Dem Kommerzienrat Oskar Caro in Gleiwitz ist der Charakter als Geheimer Kommerzienrat verliehen worden, dem Generaldirektor Emil Mary in Bismarckhütte und dem Stadtrat Emil Pyrkosch in Ratibor der Charakter als Kommerzienrat. Die Bergmeister Knochenhauer in Beuthen O.-S. und Drotschmann in Gleiwitz wurden zu Königlichen Bergräten ernannt mit dem persönlichen Range der Räte 4. Klasse, Regierungsassessor Lenz, der bisherige Verweser des Landratsamtes Rybnik, wurde zum Landrat des Kreises Rybnik ernannt. Regierungsreferendar Freiherr von Freydeg aus Oppeln ist dem Tarnowitzer Landratsamte überwiesen worden. Zum Landrichter wurde Gerichtsassessor Dr. Salomon in Oppeln ernannt. In die Liste der Rechtsanwälte wurden eingetragen Dr. Jessel beim Amts- und Landgericht in Beuthen O.-S. und der frühere Gerichtsassessor Dr. Jernik bei dem Landgericht in Gleiwitz. Die vertretungsweise Verwaltung der Kreisschulinspektion in Kreuzburg O.-S. ist an Stelle des anfangs Oktober verstorbenen Kreisschulinspektors Dr. Schmidt dem Oberlehrer Dr. Müller aus Pleß übertragen worden. Mit der Vertretung des Landtagsabgeordneten Kreisschulinspektors Rzesniak in Ratibor wurde Dr. Elbers aus Lembe in Westfalen beauftragt, Seminarlehrer Kothe ist von Proskau nach Frankenstein versetzt. Das 25 jährige Lehrerjubiläum feierte am 16. Oktober der Rektor Kiof in Neisse. Die 50 jährige Ortsangehörigkeit in Rybnik beging am 1. Oktober Kanzleirat Altdorfer. Das goldene Ehejubiläum feierte am 15. Oktober der fürstlich Pleß'sche Forstrentant a. D. Franz Brdiczka in Pleß mit seiner Gattin Christine geb. Sobczik; das Jubelpaar erhielt die goldene Ehejubiläumsmedaille, Fürst von Pleß schenkte dem Jubelbräutigam eine goldene Taschenuhr nebst Kette. An Stelle des verstorbenen Pastors Schmidt in Krappitz ist Pastor Schmidt aus Sulau im Kreise Groß-Wartenberg berufen worden; er wird das Pastorat am 1. Januar 1905 übernehmen. Pfarrer Paul Dworski in Reichthal ist als Pfarrer nach Nicolai versetzt, Erzpriester Weltke von Jastrzemb nach Loslau, an seine Stelle kam nach Jastrzemb Pfarrer Dürbach aus Eohnau; an das neu errichtete Pfarramt in Radlin, abgezweigt von Loslau, wurde Pfarrer Boidol berufen. Steuerinspektor Ambrosius ist von Beuthen O.-S. nach Jauer versetzt, an seine Stelle ist Katasterkontrollleur Kollatz aus Heydeckrug getreten. — Am 1. Oktober starb Graf Friedrich Stolberg-Stolberg im Alter von 67 Jahren; er hat viele Jahre

den Wahlkreis Neustadt O.-S. als Zentrumsabgeordneter im Reichstage vertreten; er war auch Delegierter des Malteserkrankenhauses in Trebnitz. In Cosel ist Amtsgerichtsrat Kuznizki verschieden, in Pawlau, Kreis Ratibor, der Rittergutsbesitzer Klapper, der seit Einführung der Kreisordnung, also volle 30 Jahre, dem Kreistage angehört hatte.

Chronik.

1. **Oktober.** Feier des 25 jährigen Jubiläums der Gerichtsreorganisation.
2. **Oktober.** Die neue Oderbrücke in Ratibor wird dem Fußgängerverkehr übergeben.
- 1.—3. **Oktober.** Allgemeine Geflügel- und Kaninchenausstellung in Kreuzburg O.S.
5. **Oktober.** Einweihung der neuen St. Josephskirche in Ruda durch Erzpriester Korus-Einrachthütte.
11. **Oktober.** Feierliche Einweihung der neuen 52 klassigen Volksschule V in Bentzen O.S.
14. **Oktober.** 100 jähriges Jubiläum der Kirche Kosmütz im Kreise Ratibor.
16. **Oktober.** Grundsteinlegung zu der neuen St. Josephskirche im Stadtteil Pniaki zu Königshütte.
22. **Oktober.** 50 jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche in Sohrau O.S.
31. **Oktober.** Die Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln hält in Oppeln ihre 79. Plenarsitzung ab.